



Konrad
Adenauer
Stiftung

VERLEIHUNG DES LITERATUR-
PREISES DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG E.V.
AN HERTA MÜLLER
WEIMAR, 16. MAI 2004

DOKUMENTATION

GÜNTHER RÜTHER (HRSG.)

ISBN 978-3-941904-23-1



2., ERWEITERTE, AKTUALISIERTE UND KORRIGIERTE AUFLAGE
AUS ANLASS DER VERLEIHUNG DES NOBELPREISES FÜR LITERATUR
AN HERTA MÜLLER

Die Neuauflage der (vergriffenen) Dokumentation „Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2004: Herta Müller“ erscheint aus Anlass der Verleihung des Nobelpreises für Literatur an Herta Müller am 10. Dezember 2009. Die vorliegende Ausgabe ist korrigiert und aktualisiert. Sie wurde erweitert um einen Erzählessay von Herta Müller, ein Interview mit der Autorin und eine Sammlung repräsentativer Pressestimmen zur Nobelpreisverleihung.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

2., erweiterte, aktualisierte und korrigierte Auflage.
© 2009, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin

Die Beiträge sind in der von den Autoren gewählten Rechtschreibung abgedruckt.
Redaktion: Michael Braun.
Umschlagfoto: © picture-alliance/dpa, Fotograf: SCHROEWIG/Hoensch
Fotos im Textteil: Maik Schuck.

Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.
Druck: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim.
Printed in Germany.
Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.
ISBN 978-3-941904-23-1

INHALT

5 | BEGRÜSSUNG

Bernhard Vogel

11 | ANSPRACHE

Dieter Althaus

15 | LAUDATIO AUF HERTA MÜLLER

Joachim Gauck

25 | MIR TICKT DIE WOLKE DURCH DEN KOPF DANKREDE

Herta Müller

31 | PROGRAMM DER FEIERSTUNDE

33 | BILDICHE IMPRESSIONEN

36 | TEXT DER VERLEIHUNGSURKUNDE

39 | DIE ROTE BLUME UND DER STOCK

Herta Müller

47 | „ICH ESSE EINEN KURZEN SCHLAF“

Herta Müller im Gespräch mit Wolf Scheller (2009)

51 | PRESSESTIMMEN ZUR LITERATURNOBELPREIS- VERLEIHUNG 2009

56 | ZEITTADEL – HERTA MÜLLER

60 | AUTOREN

64 | JUROREN 2004

67 | DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE 1993-2009

BEGRÜSSUNG

Bernhard Vogel

Zur zwölften Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung möchte ich Sie alle herzlich begrüßen. Ich freue mich, dass Sie so zahlreich gekommen sind: aus Weimar, aus Thüringen, aus der Bundesrepublik, aus dem Ausland. Mein Gruß gilt Herrn Ministerpräsident Dieter Althaus. Herzlichen Dank, dass Sie die Tradition fortsetzen und an dieser Feierstunde mitwirken!

Seit 1993, seit es den Literaturpreis gibt, findet seine Verleihung in Weimar statt. Dies war ein besonderer Wunsch unserer ersten Preisträgerin, der aus dem thüringischen Limlingerode stammenden Sarah Kirsch. Wir sind ihrem Wunsch gerne gefolgt. Weimar ist die Hauptstadt der deutschen Klassik, in Weimar begegnen wir einer Geschichte, die uns sowohl trägt als auch belastet. Unsere Preisträger Günter de Bruyn und Louis Begley haben in ihren Dankreden nachdrücklich daran erinnert.

Seit 1998 hat uns das Musikgymnasium seine Tore geöffnet, ein Ort, an dem sich auf geglückte Weise Weimars große kulturelle Tradition mit moderner Architektur verbindet. Ich danke dem amtierenden Direktor Herrn Gerold Herzog dafür, dass wir hier wieder zu Gast sein dürfen.

Danken möchte ich Teresa Krahnert und Susanne Vetter für die klangvolle musikalische Darbietung. Sie haben uns die ersten beiden Sätze aus Johann Baptist Krumpholtzs Sonate für Violine und Harfe gespielt und uns die Qualität der Ausbildung in diesem Hause eindrucksvoll zu Gehör gebracht.

Mein herzlicher Gruß gilt Herrn Dr. Joachim Gauck, dessen Name für viele vor allem mit seiner langjährigen und verdienstvollen Tätigkeit als Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR verbunden ist. Seit November 2003 ist er in der Nachfolge von Hans Koschnick Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“, einer höchst verdienstvollen Institution, die darauf gerichtet ist, die Erfahrungen mit beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts in Erinnerung zu behalten. Den Laudator und die Preisträgerin verbindet in ihrem Leben und ihrem Wirken die doppelte Diktaturerfahrung. Beide haben die Auswirkungen des nationalsozialistischen Terrorregimes in der realsozialistischen Diktatur erfahren. Beide haben sich deswegen in außerordentlichem Maße für die Freiheit und Würde des Menschen engagiert – gerade dort, wo sie bedroht ist.

Schließlich gilt mein Willkommensgruß denen, die durch ihr umsichtiges Wirken dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung zu seinem heutigen Ansehen verholfen haben. Mit der Wahl von Herta Müller hat die Jury erneut eine glückliche Hand bewiesen. Ich danke ihrer ideenreich agierenden Vorsitzenden, Frau Professor Dr. Birgit Lermen, Literaturwissenschaftlerin an der Universität zu Köln. Und ich danke Herrn Jochen Hieber, Literaturredakteur bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Moderator des Weimarer Salons im MDR Fernsehen; sowie dem Parlamentarischen Staatssekretär a.D. Herrn Dr. Volkmar Köhler, dem aufgrund seiner guten Rumänien-Kontakte die Auszeichnung von Herta Müller besonders wichtig war. Die Juroren Prof. Dr. Helmuth Kiesel und Dr. Sebastian Kleinschmidt sind heute leider verhindert.

Meine Damen und Herren, der Preis verdankt seine Bedeutung seinen Preisträgern: Sarah Kirsch 1993, Walter Kempowski 1994, Hilde Domin 1995, Günter de Bruyn 1996, Thomas Hürlimann 1997, Hartmut Lange 1998, Burkhard Spinnen 1999, Louis Begley im Jahre 2000, Norbert Gstrein 2001, Adam Zagajewski 2002, Patrick Roth 2003.

Heute, im Jahre 2004, wird Herta Müller ausgezeichnet, die ich hiermit besonders herzlich begrüße. Ihre Romane, Erzählungen und Essays gehören zu den bedeutendsten Zeugnissen der rumäniendeutschen Literatur, ja sie zählen zu den vielbeachteten Werken der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. Auf besondere Weise erfüllen sie die Kriterien, die für die Auswahl des Preisträgers der Konrad-Adenauer-Stiftung maßgeblich sind. Antitotalitäre Grundhaltung, kritische Auseinandersetzung mit Diktatur und Kollektivismus, Freiheit des Wortes: Aus diesen Wurzeln sind ihre Werke gewachsen.

Es geht nach ihren eigenen Worten um „das amputierte Leben in der Diktatur, um den nach außen geduckten, nach innen selbstherrlichen Alltag einer deutschen Minderheit.“ Diese traumatischen Erfahrungen im Folterstaat Ceaușescu finden sich in ihren Werken vor und nach der Ausreise in einer konsequent unnachgiebigen Sprache wieder, die aus lebendig gewordenen Erinnerungen besteht und deren poetische Wahrheit aus Todesangst und Überlebenswut geradezu hervorbricht.

Eine bequeme Zeitzeugin ist Herta Müller nie gewesen, ja es gehört zu ihrem Selbstverständnis, nicht bequem zu sein. Der ideologischen Vereinnahmung durch die Diktatur hat sie sich ebenso zu erwehren gewusst wie der allzu oft verbreiteten Geschichtsblindheit der in den Nationalsozialismus verstrickten Elterngeneration. Es scheint daher verständlich, dass ihre Bücher bei den Lesern aus ihrer Heimat auch Kritik und Ablehnung erfahren haben.

Literatur spitzt oft zu und benutzt bisweilen die Stilmittel der Übertreibung, der Groteske und der Satire. Sie will nicht verletzen, aber Betroffenheit bewirken, um dadurch Veränderungen herbeizuführen. Eine rückblickende Idealisierung der Heimat und der Lebensverhältnisse der Menschen dort haben sich Herta Müller und mit ihr viele rumäniendeutsche Autoren nie zu eigen gemacht. Wer dies in ihren Werken sucht, muss zwangsläufig enttäuscht werden. Wir haben für die schmerzliche Erfahrung des Verlustes der Heimat großes Verständnis, aber wir müssen auch immer danach fragen, wo mögliche Ursachen für Vertreibung und Repression der deutschen Minderheit in Rumänien und andernorts liegen.

Ein totalitäres Regime hinterlässt immer Verletzungen – auf allen Seiten. Den Opfern gerecht zu werden, kann kaum gelingen. Erfahrenes Leid ist immer zuerst persönliches Leid, mit dem Leid anderer nur eingeschränkt

vergleichbar. Aufgabe der Literatur ist es nicht, Leiderfahrungen zu messen und zu vergleichen, sondern literarisch zu gestalten. Herta Müller gehört zu den Autoren, die sich mit der nationalsozialistischen und der real-sozialistischen Diktaturerfahrung auseinandergesetzt haben. Treffend hat dies Walter Hinck in seiner Laudatio zur Kleistpreisverleihung (1994) herausgestellt: „Herta Müller predigt keine Vergeltung, und sie verabscheut falsche Verdächtigung, aber sie lässt sich auch als Anwalt der Opfer durch keine falsche Versöhnung bestechen. Sie tut das ihre, dass unser Geschichtsgedächtnis klaren Kopf behält“.

Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ist der Preis einer politischen Stiftung. Deshalb sind für unsere Auszeichnung von Herta Müller drei Aspekte besonders wichtig.

1. Wichtig ist die Rolle der Sprache in Herta Müllers Werken. Sie ist nicht nur virtuos handhabbares Material, sondern auch Spiegel politischer Zustände und menschlicher Verhältnisse. Diese Sprache dient nicht der Versöhnung mit der Vergangenheit, sondern der Aufklärung. Herta Müller will zeigen, dass dem Zerfall staatlicher Macht immer der Sprachverfall vorausgeht. Auf diese Weise kann und sollte man ihre Werke – wie Friedmar Apel schreibt – auch als „Dokumente einer rigorosen Sprachskepsis“ lesen.
2. Das Rumänien-Thema, das sich mit bemerkenswerter Beharrlichkeit durch alle ihre Werke zieht, ist ein genuin europäisches Thema. Inmitten des Prozesses des zusammenwachsenden Europas dokumentiert Herta Müller, dass Europas Zukunft auch und besonders in der Herkunft liegt: im Wachhalten des osteuropäischen Geschichtsgedächtnisses. Damit setzt sie fort, was Michael Naumann zufolge die Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts nicht vermocht hat: die „Überlebenstechniken in einer Schreckensherrschaft vorzustellen, die zwischen stiller Anpassung, Wegducken, Schweigen oder Flucht in gemeinsame seelische Selbstvergewisserung unter Dissidenten liegen“.
3. Herta Müller ist eine unerbittliche Anwältin des persönlichen Grundwerts der Freiheit. Sie fordert dazu auf, Freiheit nicht nur als Geschenk, sondern als Zukunftsaufgabe wahrzunehmen. Es geht ihr darum, die richtigen Lehren aus der Diktaturgeschichte zu ziehen. Ich zitiere aus einem ihrer Essays: „Jede Gesellschaft muss aus der Extremsituation lernen für die Normalität, aus der Diktatur für die Demokratie“.

Meine Damen und Herren, der Literaturpreis der Stiftung hat sich inzwischen seinen Rang in der kulturellen und politischen Welt erworben. Er ist ein Preis, der vergeben wird an Schriftsteller, die den Mut haben, politisch zu denken, an Autoren, die den Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit nicht aus dem Wege gehen. Dies gilt in besonderem Maße für Herta Müller.

ANSPRACHE

Dieter Althaus

Herzlich willkommen in Thüringen, willkommen in Weimar zur 12. Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung! Bereits zum siebten Mal wird der Preis im Musikgymnasium Schloss Belvedere verliehen – das ist mittlerweile eine schöne Tradition. Danke an den Direktor und an die Musiker des Musikgymnasiums Schloss Belvedere – hier bildet man offensichtlich junge Talente exzellent aus.

Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung verbindet seit seiner Gründung die Stiftung mit Weimar und Thüringen. Der Preis hat hier seine Heimstatt gefunden. Er wird von Anfang an in Weimar verliehen, so wie es sich die erste Preisträgerin Sarah Kirsch ausdrücklich gewünscht hat.

Die Stadt, das Erbe von Goethe, Schiller, Wieland, Herder und Nietzsche, soll die Ausgezeichneten ehren; umgekehrt ehren die Ausgezeichneten aber auch diese Stadt und dieses Land. Die Preisträger haben den Preis erst zu dem gemacht, was er heute ist: eine feste Größe im literarischen Leben Deutschlands. Die Namen nur einiger Preisträger belegen dies: Walter Kempowski, Hilde Domin, Günter de Bruyn oder Louis Begley.

In diesem Jahr geht der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung an die deutsch-rumänische Schriftstellerin Herta Müller. Ein Freund Herta Müllers hat ironisch bemerkt: „Jetzt bekommst du auch noch die Tapferkeitsmedaille“. Aber: „Ehre folgt dem, der sie flieht“, lautet ein Sprichwort. Die Ehre, die Sie heute zu Recht erhalten, verehrte Herta Müller, hat Sie eingeholt. Und tapfer sind Sie allemal! Sie haben Mut und Sie machen Mut!

Herta Müller erhält den Preis in Anerkennung ihres literarischen Werkes: für ihre Romane und Essays, in denen sie den Terror der rumänischen Diktatur, der bis in das Privatleben jedes einzelnen reicht, schildert – mit einer einzigartig präzisen und faszinierenden Sprache. Sie hat – so steht es in der Begründung – „als Chronistin des Alltagslebens in der Diktatur protestiert gegen verordnetes Denken und entmündigtes Sprechen.“ In ihren Werken spiegeln sich Leidenschaft und Zivilcourage. Der Literaturpreis 2004 geht an eine Autorin, die den Mut hat, politisch zu denken, zu widersprechen und sich einzumischen – auch in politische Debatten.

Ihre Vita beweist ihren Mut! Herta Müller ist 1953 in einem Dorf, „fingerhutklein mit dreihundert Hausnummern“, wie sie schreibt, im deutschsprachigen Banat geboren und aufgewachsen, sie studierte in Temeswar Germanistik und Romanistik. Ihre Berufslaufbahn begann sie als Übersetzerin in einer Maschinenbaufabrik. Sie wurde entlassen, weil sie sich weigerte, mit dem Geheimdienst zusammenzuarbeiten. Daraufhin folgten die Schikanen des Systems: Arbeitsverbot, Verhöre, Bespitzelungen. 1987 wanderte sie nach Deutschland aus und blieb auch nach Ende des Ceaușescu-Regimes hier.

Heute gehört Herta Müller zu den wichtigsten deutschsprachigen Gegenwartsauteuren. Ihre Werke wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Ihre Sprache beweist ihren Mut! Herta Müllers Werke beeindrucken durch den kritischen Umgang mit dem gesprochenen Wort. Auf der Einladung zur Preisverleihung finden Sie ein Zitat von ihr, das ihre Einstellung und ihr Verständnis von Sprache widerspiegelt: „Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie läßt sich von dem, was Einer mit dem Anderen tut, nicht trennen“. Sprache ist für Herta Müller: „ein Instrument der Unterdrückung, aber auch eine Möglichkeit des Widerstands und der Selbstbehauptung gegenüber einer totalitären Macht“.

Der jüdische Philologe Victor Klemperer, der sich mit der Wirkung der „Sprache im Dritten Reich“ auseinander gesetzt hat, sagte: „Worte können sein wie winzige Arsendosen, und nach einiger Zeit ist die Wirkung da.“ Deshalb bedarf es eines bedachten und abwägenden Umgangs mit Sprache. Wir sollten immer bedenken: Mit populistischen Zungenschlägen, verbaler Verschleierung und medialer Effekthascherei missbrauchen wir Sprache. Genauso wie mit offener Sprachbrutalität.

Mit ihren Werken hat Herta Müller nicht nur Anerkennung geerntet. Weil sie gegen das Vergessen und gegen die Lügen, die durch Lebenslügen entstehen, schreibt, hat sie auch Zorn und Unmut auf sich gezogen. Ihre Lesungen werden regelmäßig durch Zwischenrufe und Fußtrampeln von Ewiggestrigen gestört. Das hat sie nicht aufhalten können. Herta Müller geht es nicht um Zeitgeist, sondern ihr geht es um Wahrheit, um die umfassende Aufarbeitung und Bewältigung einer Vergangenheit, die nicht vergessen werden darf.

Herta Müllers Engagement geht über das Schreiben hinaus: So begleitete sie Marianne Birthler auf einer Reise nach Rumänien. Frau Birthler soll die dortige „Gauck-Behörde“ unterstützen.

Mit Herta Müller zeichnen wir heute eine Künstlerin aus, die sich ihrer großen Verantwortung bewusst ist. Herta Müller geht es um die Zivilgesellschaft Rumäniens, um den Weg Rumäniens nach Europa – seit dem 1. April ist Rumänien Vollmitglied der NATO. Sie trägt dazu bei, diesen Weg zu ebnen. Auch deshalb ist Weimar, ist Thüringen ein passender Ort, um Sie, verehrte Frau Müller, mit dem Literaturpreis auszuzeichnen.

Dass sich die Jury für die Werke von Herta Müller entschieden hat, freut mich sehr. Herzlichen Glückwunsch allen Jurymitgliedern, stellvertretend Frau Professor Lermen, für diese Entscheidung. Und ich freue mich, dass die Adenauer-Stiftung Dr. Joachim Gauck für die Laudatio auf Herta Müller gewinnen konnte. Der Laudator ist als Mitglied der einstigen DDR-Bürgerbewegung und langjähriger Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen der ehemaligen DDR eine ausgezeichnete Wahl.

„Ein Schriftsteller muss die Wirklichkeit durch den Filter des Klassenbewusstseins und Klassenkampfes sehen“, so lautete die Forderung in der DDR. Herta Müller ist kein „Filterknecht“, wie es Erich Loest einmal nannte. Ihr Blick auf die Wirklichkeit ist frei von Ideologie. Ihre Bücher

sind Produkte eines freien Denkens, das ihr lange verboten war. Freiheit des Denkens – das ist der Kern jeder demokratisch-freiheitlichen Gesellschaft, ohne den keine Demokratie möglich ist.

Sehr verehrte Frau Müller, ich gratuliere Ihnen, Thüringen gratuliert Ihnen zu dieser Auszeichnung.

LAUDATIO AUF HERTA MÜLLER

Joachim Gauck

Manchmal, wenn wir mit dem Leben im Bett liegen und nicht aufwachen möchten, denn wir sind jung und lebenssüchtig, und es ist Frühling in Nitzkydorf wie sonst auf der Erde, manchmal dann, wenn es tagt, ist uns das Leben ein Nachtleben, so als würden die nächtlichen Alpträume den hellen Tag trüben. Etwa wie in den dunklen Goyas, jenen Bildern des Meisters, die nicht hell sein können, weil die menschliche Kreatur gemartert, vergewaltigt, getötet wird. Bevor ich eine Zeile über Herta Müller schreiben konnte, stellte meine Seele diese Bilder aus einem anderen Jahrhundert neben die sehr gegenwärtige Autorin. Und gleich daneben stellte sich ein anderes Dunkel, das eines Dichters, auch aus einer anderen Zeit.

*„Denn diese Nacht, in der so vieles schrie,
in der sich Tiere rufen und zerreißen,
ist sie uns nicht entsetzlich fremd? Und wie:
was draußen langsam anhebt, Tag geheißen,
ist das uns denn verständlicher als sie?“*

Das ist von Rainer Maria Rilke, *Östliches Taglied* heißt das Gedicht. In der ersten Strophe beginnt die Szene im Bett – „hohe Brüste“ erzeugen entsprechende Gefühle. Und dann der eben gehörte Vers. Und so endet das Gedicht:

*„Doch während wir uns aneinander drücken,
um nicht zu sehen, wie es ringsum naht,
kann es aus dir, kann es aus mir sich zücken:
denn unsre Seelen leben von Verrat.“*

Östliches Taglied – lange vor der Existenz eines Ostens, wie Herta Müller ihn erlebt und schreibt – sind in dem Gedicht Leben, Liebe und Verrat so miteinander verwoben und verwachsen, dass wir es gar nicht hören möchten. Die Schönheit der Sprache und der Vers sind das einzig Tröstende. Sie legen sich um eine verdammte Wirklichkeit – so als zöge man einer Todgeweihten noch einmal ihr schönes Brautkleid von einst an.

Merkwürdig, dass ich auf Rilke komme bei einer Laudatio auf Herta Müller. Aber es hat einen tieferen Grund als das Gedicht, aus dem ich zitiert habe. Ein einziges, größeres Gedicht ist es, das ähnlich wie die dunklen Goyas in mir auftaucht, wenn ich an Herta Müller denke. Ich liebe und fürchte die 24 Wörter, die zu einem so einfachen wie magischen Wort werden – über das Leben. Manchmal wünsche ich mir, dem Gedicht nie begegnet zu sein. Aber die Begegnung hat stattgefunden und nun muss ich, bis ich erlöst sein werde, aushalten, dass ich seine Wahrheit und Schönheit nur haben kann, wenn ich diese Mischung aus Furcht und Liebe ertrage.

*„Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zur weinen
mitten in uns.“*

Ich weiß nicht, wie nah die Bilder Goyas und diese Gedichte der Seele unserer Preisträgerin sind.

Aber ich wollte Ihnen, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, ich wollte vor allem Dir, liebe Herta, ein Leitmotiv dieser Laudatio sagen, das aus meiner Seele stammt, anstatt zur referieren, was ich bei gelehrten Germanisten und Literaturfachleuten gelesen habe. Sie spüren es schon, nicht das Aufzählen von Lebensstationen und Büchern der Autorin ist beabsichtigt. Vielmehr begegnet ein Zeitgenosse einer Zeitgenossin. Bei beiden hat das Dunkel des Ostens wesentliche Prägemaile hinterlassen.

Wir ehren heute eine Vielgeehrte. Neben dem Kleistpreis sind ihr zahlreiche literarische Auszeichnungen zuteil geworden. Wir ehren Herta Müller nicht in erster Linie wegen ihres Mutes, sondern wegen der literarischen Qualität ihres bisherigen Schaffens. In ihren Romanen, von denen ich stellvertretend für die anderen die mir nächsten nenne: *Der Fuchs war damals schon der Jäger* (1992) und *Herztier* (1994), in ihren Essays und Interviews, in ihren Debattenbeiträgen begegnen uns starke Literatur und ein starker Mensch.

An prominenten Stellen taucht bei Herta Müller der Satz auf: „Wenn wir schweigen, werden wir unangenehm, [...] wenn wir reden, werden wir lächerlich.“ Das erste also ist unser Dank dafür, dass Herta Müller nicht geschwiegen hat oder verstummt ist. Selbstverständlich war das nicht!

Das Kind wächst auf mit Vater und Mutter. Es ist auf dem Lande – und im Banat. Also auch in Rumänien, einer Spezialdiktatur. Schöne Welt in schlechter Zeit.

So sieht dann eine Erwachsene das Kind, aus dem sie herauswuchs:

„Ein Vater hackt den Sommer im Garten. Ein Kind steht neben dem Beet und denkt sich: Der Vater weiß vom Leben. Denn der Vater steckt sein schlechtes Gewissen in die dümmsten Pflanzen und hackt sie ab. Kurz davor hat das Kind sich gewünscht, daß die dümmsten Pflanzen vor der Hacke fliehen und den Sommer überleben. Doch sie können nicht fliehen, weil sie erst im Herbst weiße Federn bekommen. Erst dann lernen sie fliegen.“

Der Vater mußte nie fliehen. Er war singend in die Welt marschiert. Er hatte in der Welt Friedhöfe gemacht und die Orte schnell verlassen. Ein verlorener Krieg, ein heimgekehrter SS-Soldat, ein frischgebügeltes Sommerhemd lag im Schrank, und auf dem Kopf des Vaters wuchs noch kein graues Haar.

Der Vater stand frühmorgens auf, er legte sich gerne ins Gras. Er sah sich im Liegen die rötlichen Wolken an, die den Tag brachten. Und weil der Morgen noch so kalt war wie die Nacht, mußten die rötlichen Wolken den Himmel zerreißen. Am Himmel oben kam der Tag, unten im Gras kam in den Kopf des Vaters die Einsamkeit. Sie trieb den Vater rasch an

die warme Haut einer Frau. Er wärmte sich. Er hatte Friedhöfe gemacht und machte der Frau schnell ein Kind.

Die Friedhöfe hält der Vater unten im Hals, wo zwischen Hemdkragen und Kinn der Kehlkopf steht. Der Kehlkopf ist spitz und verriegelt. So können die Friedhöfe nie hinauf über seine Lippen gehen. Sein Mund trinkt Schnaps aus den dunkelsten Pflaumen, und seine Lieder sind schwer und besoffen für den Führer.

Die Hacke hat einen Schatten im Beet, der hackt nicht mit, der Schatten steht still und sieht in den Gartenweg. Da pflückt ein Kind sich die Taschen voll mit grünen Pflaumen.

Zwischen den abgehackten dümmsten Pflanzen sagt der Vater: Grüne Pflaumen soll man nicht essen, der Stein ist noch weich, und man beißt auf den Tod. Niemand kann helfen, man stirbt. Am hellen Fieber brennt dir von innen das Herz aus.

Die Augen des Vaters sind verschwommen, und das Kind sieht, daß der Vater es liebt wie eine Sucht. Daß er sich in seiner Liebe nicht halten kann. Daß er, der Friedhöfe gemacht hat, dem Kind den Tod wünscht.

Darum ißt das Kind die Taschen mit den Pflaumen später leer. Alle Tage, wenn der Vater das Kind nicht sieht, versteckt es im Bauch halbe Bäume. Das Kind ißt und denkt sich, dies ist zum Sterben.

Aber der Vater sieht das nicht, und das Kind muß nicht sterben.

Die dümmsten Pflanzen waren Milchdisteln. Der Vater wußte was vom Leben. So wie jeder, der was vom Tod sagt, weiß, wie es im Leben weitergeht."

Als sie das in ihrem Roman *Herztier* schrieb, hatte sie die Niederungen, die ihr zum Leben zugewiesen waren, schon verlassen. In *Niederungen* schreibt sie sich frei von einer Einbindung in Heimatidylle aus Vergessen und Beschwörung deutscher Besonderheit. Sie hat es geahnt, sie wird sich verhasst machen bei vielen Landsleuten, weil sie sich so erinnert und nicht anders, wie sie es tun, weil sie so spricht und nicht anders, wie sie es tun. Das größere System Staat wird sie hassen, weil sie sich nicht „erziehen“ lässt, andere Freunde hat, als sie haben sollte, andere Ideen, andere Haltungen.

Ob Herta Müller sich jemals diesen weichzeichnenden Blick auf die Diktatur gestattet hat, der so „normal“ ist bei den Vielen – schwer vorstellbar. Zu oft sind selbst die Orte und Handlungen des einfachen normalen Lebens geradezu durchwoben vom Verfall. Angst, Verrat, Tod durch fremde oder eigene Hand, allüberall. Die Schule, der Betrieb, die Liebeslager, der Wald, die Stadt, der Fluss, das Land.

Wie bei den Romantikern die Sterne und Blumen das Leben feiern – so öffnen sich in Herta Müllers Welt an allen Orten und mitten in den Menschen schwarze Löcher. Sie sind dem Sein dort eingeprägt und immer wieder da. Oder sind mit ihrer negativen Schwerkraft fähig, dem Normalen die Normalität, dem Schönen den Glanz zu nehmen. Das Maisfeld, der Baum, das Tierfell, das Augenlid, alles und mehr öffnen der Angst Räume in die Wirklichkeit. Selbst Licht von Sonne oder Lampe erscheint hier bedrohlich. Alles eigentlich. Der Tod schafft sich in diesen „schwarzen Löchern“ seine Lebensräume. Er sagt, das sei normal.

Es ist ein verstörendes Memento mori, es ist so anders als in der Kunst des Barock. Dort gesellt sich der Tod sichtbar den Lebenden zu. Schädel schauen uns an, Gerippe tanzen mit im Reigen. Bei Herta Müller ist Tod aber nicht (nur) der natürliche Begrenzer der irdischen Existenz des Menschen. In den Welten der Ohnmacht, die die Tyrannen und Diktatoren den Unterdrückten zuweisen, spielt der Tod eine Doppelrolle. Wie eh und je sanft oder brutal unter die tretend, die sich „mitten im Leben meinen“ – das ist eine Gestalt, nicht geliebt, aber vertraut. Die andere: ein Büttel der Macht, ein „Diensthabender“, dessen Dienste unter freien Bürgern nicht benötigt werden. Aber wo Staatsinsassen gezüchtet werden, wird „der König“ töten, mag er sich andernorts noch so galant „verneigen“.

Weniger poetisch gesprochen: die zweite Gestalt des Todes ist eine Funktion jener Herrschaft, die sich ihre Herrschaft stiehlt, statt sie sich von ihren Bürgern auf Zeit geben zu lassen. Wer aber Macht nimmt wie einen Raub, wird sich fürchten, das geraubte Gut zu verlieren. Und wer sich fürchtet, muss anderen Angst machen. Dazu benötigt man Boten der Angst, je länger, je mehr.

Ganze Heere und nicht nur Bataillone müssen da Dienst tun – denn es gilt der Angst in jedem Lebensort und eigentlich in jedem Bürger eine Residenz zu errichten. Nicht nur die große Lebensangst wird gebraucht, auch die kleineren Ängste, Furcht vor Not, Abstieg, Isolation, die Sorge um das zum Leben Notwendige – alles wird gebraucht, um die Menschen

in der Ohnmacht zu halten. Sie müssen sich fürchten, um zu gehorchen. Wenn die Armee der Angstbereiter groß und differenziert genug ist, muss der König nicht jeden Tag töten – nur wenige der Angstboten sind Henker; viele sind einfach nur Ordnungshüter als Polizisten oder Geheimpolizisten. Sie haben als Lehnsleute dessen, der tötet, das Recht, den Tod portionsweise unter die Lebenden zu tragen. Sie beseitigen Feinde, Ungeziefer, Unrat seltener, indem sie töten oder körperliche Folter anwenden (auch wenn sie beides können und trainieren). Sie bringen die Angst wie eine Vorspeise oder eine Ouvertüre. Ist der nächste Gang gefällig?

Häufig „erziehen“ sie nur. Dazu müssen sie wissen, wie die Menschen sind. Dieses Wissen muss erlangt, aufgeschrieben und archiviert werden. Die das tun, sind eher ganz normale Männer und Frauen, die sich die Finger nicht blutig machen müssen. Sie müssen nur tun, was „von oben“ verlangt wird, z. B. sehen, horchen, melden. Aber Boten und Bedienstete des Prinzips Angst sind dann noch effizienter, wenn sie nicht als Geheimdienstler auftreten.

Wenn z. B. die vielen Lehrer eines Landes nichts weiter tun, als nur das Wissen zu begrenzen, die Gewissen zu manipulieren und den Gehorsam einzuüben, haben sie bedeutende Schlachten für den blutigen König geschlagen. Wer in den Zwangskollektiven sein Ich weitgehend verloren hat, wer so die eigene Ohnmacht für normal und unveränderlich hält, dem braucht man geheimpolizeiliche Zwangsmittel nicht mehr anzutun – er funktioniert, wie „von oben“ gewünscht. Den anderen widerfährt, was die früher Genannten können. Wie lange erträgt ein Mensch es, ausgespäht, isoliert, gejagt, verunsichert und zersetzt zu werden? Bis er flieht, sich tötet, sich in den Alkohol verliert oder eine eher seltene Variante: Widerstand übt. Meistens nicht lange – der häufigste Ausweg: in die Anpassung, erst ein wenig, später mehr, oftmals total.

Wenn in der Lebenswelt, über die wir sprechen, dann auch die Richter des Landes nicht Recht schaffen können, so also ihrerseits Boten der Angst sind, wenn die Gelehrten des Landes nur soviel lehren, wie „von oben“ für richtig gehalten wird, die Philosophen das „Prinzip Hoffnung“ in das Prinzip Anpassung verwandeln, wenn die Dichter das Ungereimte reimen und dafür belohnt werden, die Musiker und Maler dem Schönen huldigen, während der Schrecken zum Himmel schreit, wenn so die schöne neue Welt der Diktatoren von oben bis unten von „Ordnung“

durchzogen ist, und wenn das alles seit Jahrzehnten so ist, dann, bevor die Steine schreien, geschehen gelegentlich Wunder.

So geschehen, wenn der Ordnung die zersetzenden kindlichen Fragen gestellt werden, wenn ein naives Sehen und Nennen der Wirklichkeit gewagt wird. Wenn die Sehnsucht nach Freiheit Menschen zusammenbringt, die sich helfen, ihre Individualität zu wahren, sich beistehen. Wenn Worte der Wahrheit gesucht und aufgeschrieben werden, auch wenn die „da oben“ nichts davon je drucken werden.

Wenn die Boten der Angst, die als Verräter den Kollegen, Freund, Liebsten im engsten Lebenskreis ausspionieren, auch scheitern, weil in den Verratenen schon Selbstvertrauen, Kraft und Mut gewachsen sind, dann ist ein Wunder geschehen. Und ein Wunder ist geschehen, wenn ein Landkind aus einfachen Verhältnissen – es gab kein Buch in ihrem Elternhaus und „das Schreiben von Büchern war gefährlicher als eine Krankheit“ („Einmal anfassen – zweimal loslassen“, in: *Der König verneigt sich und tötet*, 2003) – wenn ein solches Menschenkind einer schlimmen Gegenwart und einer noch schlimmeren Vergangenheit Überlebenswillen und Überlebensworte abgewinnt. Und wenn dabei eine Poesie wird, die die Wirklichkeit nicht ausschließen oder umfärben muss.

Repression erzeugt bei denen, die nicht unterworfen werden, sehr oft Trotz, Verbitterung und neurotische Fixierung auf das Trauma. Bei Herta Müller haben manche Kritiker derartiges auch ausgemacht. Aber was ich am deutlichsten sehe, ist Kraft. Ein imaginativer Realismus findet eine neue Sprache, in der sich Wörter der Unterklasse, Dorfsprache, Heimsprache für Blume, Tier, Lebenssituation und artifizielle Hochsprache mischen. Manchmal erlebe ich beim Lesen, dass dem komplizierten Geflecht von persönlichen Lebensläufen, Herrschaftsmustern, Flucht- und Überlebensstrategien mit einer kunstvoll einfachen Sprache die eigentliche Botschaft abgerungen wird. Wenn die Dichterin mich dann so gefangen hat, geschieht es, dass ich ihr glaube und folge. In den Hass und den Zorn, der die mächtigen Meister des Tötens strafft, in das Erstaunen über die Größe der Angst, deren so schwarze wie offensichtliche Magie unsere Zeit geprägt hat, vor allem aber in die Liebe zur Freiheit – ganz gleich, ob man sich dadurch unter den Deutschen verdächtig macht oder nicht.

Herta Müller hat dem Dunkel des Ostens viele Melodien abgelauscht. Die dissonanten fallen uns schwer auf die Seele, weil sie an das Geräusch der

Ketten erinnern, die uns gebunden hatten. Aber die unterschiedlichen Melodien ergeben doch ein Ganzes, dessen Botschaft klar ist, wie die eines Hymnus. Die Totenklage über die Zerstörten beschwört das Lebensrecht und die Würde aller Bedrohten. Die Menschen haben eine Wahl, das macht sie zu etwas Besonderem. Ohnmacht ist wandelbar und – Freiheit kann und wird in Seelen wie Länder Einzug halten.

Herta Müller wohnt in Berlin sehr nah, in einem Stadtteil, der an meinen grenzt. Sehr selten sehen wir uns, obwohl keine Grenze uns trennt. Ich könnte öfter hingehen – wollte ich noch mehr wissen darüber, was sie weiß. Ich gehe nicht – mir reicht, was ich weiß. Wo ich herkomme, war 56 Jahre lang Diktatur. Ihre Schatten liegen noch schwer über dem Land. Manchmal reichen sie in meine eigene Seele. Ich mag das nicht, ich will frei sein.

Näher noch als die Autorin wohnen ihre Bücher bei mir. Jeden Tag gehe ich daran vorbei, selten schlage ich sie auf – obwohl ich ja sagte, ja, ja! als ich sie las. Aber ich will nicht schon wieder die Schatten sehen, die Angst spüren und zu alledem noch wissen, dass das, was mir Schatten, an anderen Orten noch Leben ist und Bedrohung.

Aber wenn ich dann doch ein Buch aufschlage und das poetische Wort die wirkliche Wirklichkeit bannt, rücken mein Herz und mein Verstand einander näher – Furcht und Liebe begleiten diesen Vorgang.

In dem Kapitel „Gesicht ohne Gesicht“ von Herta Müllers Roman *Der Fuchs war immer schon der Jäger* (1992) heißt es: „Das Tonbandgerät läuft. Aus dem Lautsprecher auf dem Schreibtisch sagt eine tiefe Stimme, also KASCHOLI, wie liest man das. KARACZOLNY; sagt eine leise Stimme. [...] Vorname, sagt die tiefe Stimme. ALBERT, sagt die leise Stimme. Und ABI, fragt die tiefe Stimme. Die leise Stimme sagt, meine Freunde nennen mich so. Und dein Vater, sagt die tiefe Stimme. Er hat mich auch ABI genannt, er lebt nicht mehr, sagt die leise Stimme. Und die tiefe Stimme wird wie die leise Stimme und sagt, ach so. Wann ist er gestorben? Und die leise Stimme wird wie die tiefe Stimme und sagt, das wissen Sie genau. Die tiefe Stimme fragt, wieso. Und die leise Stimme sagt, weil sie fragen. Umgekehrt, sagt die tiefe Stimme, was wir wissen, das fragen wir nicht. Ein Feuerzeug klickt im Lautsprecher. Damals war ich noch im Kindergarten, sagt die tiefe Stimme, wie Sie. Ihr Vater hieß auch ALBERT, wie Sie. Können Sie sich an Ihren Vater noch erinnern?

Nein, sagt die leise Stimme. Sie haben gesagt, Ihr Vater hat Sie ABI genannt, sagt die tiefe Stimme, und danach haben Sie gesagt, Sie können sich nicht mehr an ihn erinnern. Das ist doch ein Widerspruch. Das ist kein Widerspruch, sagt die leise Stimme, meine Mutter nennt mich ABI. Was wollen sie von mir.

[...] Das ist ein Widerspruch, denkt Abi, daß dieses Fenster draußen auf der nassen Straße nur ein Fenster ist. Daß jeder Tag und jede Nacht und die Welt sich teilt in solche, die horchen und quälen, und solche, die schweigen und schweigen. Und ein Widerspruch ist es, wenn ein Kind im Sommer, vor der durchrosteten Badewanne, in der Geranien wachsen, neben dem Bienenhaus, im Hof seine Mutter nach dem Vater fragt. Wenn die Mutter den Arm des Kindes hochhebt, dann seine Hand in ihre nimmt und die Finger an der kleinen Hand biegt und den Zeigefinger streckt und nach oben hebt. Wenn sie ihre Hand zurückzieht und sagt: siehst du, da oben. Und wenn das Kind nur kurz den Kopf hebt und nur Himmel sieht, und die Mutter auf die Geranien in der Badewanne schaut. Wenn das Kind den ausgestreckten Zeigefinger in die engen Schlitz des Bienenhauses steckt, bis die Mutter sagt, geh weg, du weckst die Königin. Wenn das Kind fragt, warum schläft die Königin, bis die Mutter sagt, weil sie so müde ist. Das ist ein Widerspruch, wenn ein Kind den Zeigefinger einzieht, weil es die müde Königin nicht wecken will und fragt, wie heißt er. Und wenn die Mutter sagt: er hieß ALBERT.“

Wann wird all das weichen? Wann wird uns das verlassen, wann werden wir verlassen, was uns so ohnmächtig machte? Wie lange kann ich jetzt noch weiterlesen – in dem Buch der verstörenden Wahrheiten. Will ich etwa diesen Blick haben, soll er aus der Romanfigur auf mich übergehen?

Herta Müller schreibt: „[...] ihre Augen sind aufgerissen, ihr Blick ist der Jäger, springt aus den Augen und trifft. Was der nasse Mund schreit, ist Glut auf der Zunge. Ihr Zorn ist Haß, so schwarz wie ihr Mantel.“

Wie lange soll dieses weibliche Roman-Ich meine männliche Lebensbewältigungstechnik noch hindern am Abschied von den Schatten. Ich werde das Buch jetzt zuschlagen. Ich werde ins Nebenzimmer gehen und den Fernseher einschalten, hoffentlich gibt es Fußball. Fußball ist gut für die Männerseele. Auch schöne Musik wäre gut. Sie ist gut für alle Seelen. Kein Fußball, keine Musik. Zurück in das Buch gehe ich jetzt auch nicht mehr. Ich wäre verstört und voller Unruhe, wenn ich weiterlesen würde.

Was tun – schlafen? Aber kann ein Flüchtender schlafen?

Ich fliehe nach draußen, dort ist frische Luft und ein dunkler Park. Es ist Mai, ich gehe nur wenige Schritte, merkwürdige Töne, ich kenne sie eigentlich, aber hier? Hier singt die Nachtigall. Nichts ist, wie es im Tageslicht ist. Nichts ist, wie es ist, während sie singt. Sie singt, sage ich zu mir, wenn es dunkel ist – merkwürdig, die anderen singen, wenn das Licht kommt.

Verstünde ich, was ich fühle, so hörte ich vielleicht eine Botschaft: Zwar singe ich, wenn es dunkel ist, aber ich singe, *weil* es dunkel ist.

Erstabdruck in: Sinn und Form 56 (2004) H. 5.

MIR TICKT DIE WOLKE DURCH DEN KOPF

DANKREDE

Herta Müller

Ja, einmal im Jahr wurde das Kalb ins Zimmer getragen und auf den Diwan gelegt.

Alle anderthalb Stunden, täglich, sagte meine Großmutter: „Mir tickt die Wolke durch den Kopf.“

Das eine hat mit dem anderen zu tun.

Im Frühsommer fährt der Großvater mit dem Pferdewagen an den Fluß Sand holen. Er steht viel zu lang im kalten Wasser. Schon am Tag darauf schmerzt ihn der ganze Körper, er kann sich kaum noch bewegen. Der Stadtarzt sagt: Im Nacken die Nerven sind erfroren. Auf diese Nerven sind wir angewiesen, sie sind die Fäden, die uns vom kleinen Finger bis zum kleinen Zeh biegsam machen. Sie steuern jede Bewegung. Die Fäden im Nacken halten uns auch beim Gehen, ohne sie würden wir umfallen.

Der Arzt operiert den Großvater am Nacken. Die Operation mißlingt.

Der Großvater wurde steif wie ein Pflock aus dem Spital zum Sterben nach Hause ins Bett geschickt. Statt die Fäden im Nacken neu zu knüpfen, hat der Arzt sie alle durchgeschnitten, sagt man mir als Kind.

Vor meiner Geburt wurde er zum Sterben nach Hause geschickt, aber in seinem Bett lag der Großvater, bis ich zwölf Jahre alt war. Das Liegen tat weh, sein ganzer Körper war eine einzige Wunde. Er lag auf drei aufgeblasenen Gummischläuchen. Einer zwischen den Schultern, einer im Kreuz, einer in den Kniekehlen. Sein Stöhnen kam mir als Kind so gewöhnlich vor, wie bei anderen das Reden. Es gehörte zum Zimmer, in dem er lag, als hätte nicht er, sondern die Luft diese Stimme, oder ein Möbel, oder die Wand, oder die Tür. Er mußte alle anderthalb Stunden hochgehoben und ein bißchen anders auf die Gummischläuche hingelegt werden, ein bißchen mehr auf die rechte oder linke Seite. Er war leicht, aber zum Hochheben und Umlegen Dutzende Male Tag und Nacht war er schwer.

Egal, ob meine Großmutter im Hof, im Garten, im Laden oder auf dem Feld war, sie trug zwölf Jahre lang überall eine Tasche mit einem Wecker bei sich. Der läutete, wenn es Zeit war, ihren Mann ein bißchen anders hinzulegen. Und wenn er läutete, ließ sie alles fallen und rannte los. Und wenn sie sich ein bißchen verspätete, schrie der Gepeinigte die Gehetzte an, daß er nicht schreien wolle, aber nicht anders könne. Und sie schrie zurück, daß sie sich nicht verspäten wollte, aber nicht anders könne. Ihr Leben und sein Sterben wurden zwölf Jahre im Anderthalb-Stunden-Takt von einem Wecker dirigiert: behütet und erpreßt.

Und einmal im Jahr trug dann mein Vater das neugeborene Kalb auf den Armen in sein Zimmer, legte es auf den grünen Samtdiwan vis-à-vis von seinem Bett, damit er es sieht. Es lag am Kopfende und ich setzte mich daneben ans Fußende. Der Gepeinigte sah dieses Kalb vielleicht eine ganze halbe Stunde immerfort an, als würde er seine Haare zählen. Mich bemerkte er dabei gar nicht. Und ich sah auch mehr auf das Kalb als zu ihm, denn er schaute verzückt. Der Glanz in seinem Blick ging wie Hunger auf das Kalb los, so ein rücksichtsloser Hunger, wie man ihn mit dem Mund gar nicht haben kann. Denn beim Mundhunger wird das Essen immer kleiner und das Gegessene verschwindet im Mund. Aber beim Augenhunger bleibt das Gegessene immer gleich groß vor den Augen liegen. Weil nichts, nicht einmal 1 Millimeter daran verschwindet, wird es sogar größer, je länger mit dem Augenhunger gegessen wird. Größer, weil es immer mehr ausgeliefert ist. Der Gepeinigte buhlte um Teilhabe an diesem neuen, grad geborenen Fleisch. Und er hatte dabei ein vor Glück zerrissenes Gesicht.

BEHÜTET und ERPRESST, GLÜCK und ZERRISSEN – was treffen sich da für Worte. Was taugt ihr Gegensatz, wenn sie die Lage, aus der sie entstehen, zu Ein-und-Demselben macht.

Natürlich hat meine Großmutter nie im Leben den Satz gesagt: „Mir tickt die Wolke durch den Kopf.“ Aber wenn ich über sie schreibe, muß sie den Satz sagen. Nicht meinetwegen, ihretwegen muß sie ihn sagen. Ich muß für sie diesen Satz erfinden, damit ihr Wecker im Satz das Ausmaß kriegt, das er in ihrem Leben hatte. Damit er ERPRESST und BEHÜTET, wenns mir gelingt, zärtlich erpreßt und monströs behütet. Damit ein Text das Ausmaß des Gelebten kriegt, müssen die 5 Mitglieder einer schwäbischen Großfamilie auch alle im gleichen Badewasser baden. Und damit die Sätze die Pointen des Lebens einholen, müssen der Großvater und der Vater in einem anderen Text auf Schritt und Tritt, also immer nochmal in jedem Satz ein Kind haben mit einer anderen Frau. Und ein anderesmal, aber aus demselben Grund muß die Großmutter HERZTIER sagen und: „Dein Herztier ist eine Maus.“ Sie muß die eine Großmutter werden, die sich zu Tode singt, weil ihr keine Krankheit beim Sterben helfen kann, und nicht die andere Großmutter, die sich im Roman genauso erfunden zu Tode betet. Solche Sätze erzürnten die Banater Schwaben.

Und in einem anderen Buch heißt es: „Wo ist dieser Ort. Über den Morgen hinaus ist der Tag mir so wenig wie nie. [...] Und wir wissen: ich hab noch ein Wort, noch ein kleines, ein zerrendes Sagen in mir. Ich hab noch zu reden fürs Wasser im Blick. Damit ich den Blick noch heben kann, hab ich zu sagen, wer uns die Lippen so schwer, wer uns das Wort so klein macht und wenig wie nie.“ Und diese Sätze erzürnten den sozialistischen Staat.

Die Landsleute haben mich Nestbeschmutzerin, Hure und Hexe genannt, sie haben mich angespuckt im Dorf. Der Geheimdienst Ceauşescus hat mich zum Staatsfeind erklärt. Beide Seiten haben gegen mich gehetzt, Hand in Hand gearbeitet, auch wenn sie es nicht wußten. Sie brauchten keine Absprachen, denn sie hatten die gleichen Gründe: den Haß, und die gleichen Absichten: mich zu erledigen.

Und ich hab mir in Bezug auf beiderlei Attacken gedacht: Sollen sie doch, damit zeigen sie erst recht, wer sie sind.

Aber zurück zum Schreiben:

Den Wörtern im Satz geht es vielleicht wie dem Kalb auf dem Diwan, es ist Augenhunger im Spiel beim Schreiben. Der Augenhunger frißt die Wörter, bis sie sich vergrößern. Der Augenhunger und die Vergrößerung ist ein Diktat des Satzes, sonst nichts. Außerhalb davon wehren die Wörter diese Vergrößerung ab, außerhalb wäre sie unangebracht, obszön. Jenseits des Augenhungers sind die Wörter wieder gewöhnlich, und das ist gut so. Ich brauche ja täglich gewöhnliche Wörter, sonst würde ich die vergrößerten nicht aushalten.

Wenn Scherben funkeln, entsteht ein störrischer Glanz, aber nie ein Ganzes. Und wenn wir im Einzelnen hängen bleiben und im Detail denken, besteht alles aus Scherben. Es bricht sich selbst, damit man es genau sehen kann. Und ich breche es noch einmal anders, damit ich darüber schreiben kann. Damit es im Wort annähernd das Ausmaß kriegt, das es den wirklichen Personen, die ich kenne, schuldig ist. Zwischen der Haltung zu ihnen und der Haltung zum Wort entscheidet sich der Satz, bis er gänzlich erfunden das wirklich Gewesene einigermaßen streifen kann.

Wem gehört das Ticken der Wolke im Kopf, wem das Kalb auf dem Diwan, wem die Großmutter, die sich zu Tode singen muß, wem das schwäbische Bad, wem das auf die Spitze getriebene Fremdgehen. Wem gehört das Bedürfnis, „zu sagen, wer uns die Lippen so schwer macht, wer uns das Wort so klein macht und wenig wie nie.“ Es gehört weder den Platzanweisern der Dorfheimat noch denen der Staatsheimat. Die durch Augenhunger gestapelten Vergrößerungen gehören nur dem Text, der sie gebaut hat, um zu funktionieren.

Der Augenhunger zieht die Wörter in größtmögliche Nähe. Eine Nähe, die das Gelebte weiter trägt als es beim Erleben war. Nur durchs Erfinden wird diese erlebte Wirklichkeit auf ihre Wahrheit zurück gezwungen. Eine Wahrheit durch Nähe, die ich den wirklichen Personen und Gegenständen schuldig bin. Mit Nähe meine ich nicht Einverständnis, sondern die kürzest mögliche Distanz. Seltsam nur, je kürzer die Distanz ist, um so schneller gelangt man durch sie aus der Mitte der Gemeinschaft an den Rand. Ich jedenfalls bin doppelt an den Rand gelangt, an den der Dorfheimat und der Staatsheimat. Und das, obwohl der Augenhunger der Wörter nicht aus Überheblichkeit kommt, sondern aus der genauen Liebe.

Und es ist der genauen Liebe geschuldet, wenn ich den Heimatbesitzern die Wahrheit sagen mußte: Ihr habt diese Dorfheimat im Nationalsozialismus ins Verbrechen manövriert. Ich habe Paul Celans Gedichte gelesen, ich habe sie fast nicht ausgehalten. Ich bin auf eurer Seite geboren und ich wollte mich beim Lesen in eurem Namen bei den Gedichten entschuldigen. Nur, wie kann man sich bei Gedichten entschuldigen und wie in eurem Namen, wenn ihr 1960 und 1970 immer noch singt: Jetzt fahren wir nach Engeland. Wie kann ich mich in eurem Namen bei Celans Gedichten entschuldigen. Es war keine ahnungslose Polka, bei der euch auf dem Tanzplatz die Hakenkreuze eitel machten, und die Sprüche Hitlers fröhlich und derb Hoffnung gaben, daß eure Maisfelder und Maulbeerbäume, Häuser und Straßen, euer Kirchturm und euer Bahnhof eines Tages Nazideutschland heißen werden, daß Hitlers Krieg aus euch die Herren dieser Gegend machen wird. Eure Begeisterung für die Nazi-Diktatur hat mich gewarnt vor der Diktatur, in der ich lebte.

Mein Vater ging mit 18 in die SS. Und ich 1971 über den Asphalt der Stadt. Ich war Gymnasiastin und dachte mir: Jetzt bin ich 18, so alt wie er damals. Rundum standen die Sprüche, die Lüge, der Zwang und die Angst aller vor allen. Jeder in diesem Land wußte, das hier ist seit 30 Jahren eine Diktatur. Und ich, weil ich jetzt so alt wie mein Vater damals war, mußte mir sagen: Jetzt ist die Zeit gekommen, es kommt ganz allein auf mich an, was ich tu und was nicht. Und das führte sehr bald zu der Einsicht: Privat anständig bleiben bedeutet kurz und klar: öffentlich versagen. Überall hatten schmierige, hirnlose Figuren, Täter und Handlanger der Macht das Heft in der Hand. Jeder Aufstieg gründete aufs Drangsalieren anderer: Heucheln, Lauern, Denunzieren, Fertig-mache. Ich hatte mich damit abgefunden, zu nichts imstande zu sein, außer zum Ekel vor den Zuständen und zum Erschrecken vor dem Verbrechen von Menschen, auch von Menschen, die ich sehr mochte. Auch wenn ich keinerlei Möglichkeit hatte, den Machtfiguren etwas anzutun, konnte ich nicht aufhören, sie zu beurteilen, meinen Ekel zu begründen. Mir in den Kopf zu sagen: Ihr habt diese Staatsheimat auf Menschenverachtung gebaut, Angst geplant und Friedhöfe gemacht. Bei euch hat kein Mensch eine Chance, wenn er nicht auf andere losgeht. Alle, die ich schätze, dürfen vor euch keinen Augenblick so sein, wie ich sie kenne. Ihr habt uns nicht nur die Fabrik und die Straßenbahn gestohlen, nein, sogar unsere Wohnungen, Tisch und Stuhl, das Kissen im Bett, das Besteck, den Kamm, mit dem wir uns im Haar den Scheitel ziehen, alles habt ihr zum Staat gemacht.

Ich hatte viel Angst, auch Todesangst. Die macht aus dem Tag eine kalte Kugel. Sie schlüpft einem hinter den Augapfel und rotiert. Verstörend fallen die Dinge übereinander her. Nehmen einen in Besitz, daß man sich weggenommen wird und nur noch aus dem gleichen Material besteht wie sie. Kriegt man Todesdrohungen, wird das Flattern der Akazie, das Quietschen des Fahrstuhls, das Anknipsen eines Lichtschalters zum Geräusch der Gefahr. Aber auch die Stille: das Glänzen der Pfütze im Weg, der Suppe im Teller. Die Gefahr ist nicht nur ein Zustand. Sie wird zum Material, aus dem man irgendwann selber besteht. Man ist es nicht mehr selbst, der etwas tut, sondern das Material der Gefahr tut es in und mit einem.

Diese Angst vergrößert den Blick. Vielleicht gleicht sie dem Augenhunger meines Großvaters beim Betrachten des Kalbs. Vielleicht gleicht sie sogar dem Augenhunger der Wörter im Satz, die immer größer werden und ihren eigenen Gesetzen gehorchen.

Die Wirklichkeit zwingt mich immer wieder anwesend oder beteiligt zu sein. Und ich kann dieser Anwesenheit oder Beteiligung nicht anders beikommen, als durch Wörter. Ich muß den Augenhunger sagen lassen:

Mir tickt die Wolke durch den Kopf
und die Stadt sitzt krötenstill morgens
vor meinem Mantelknopf.

VERLEIHUNG DES LITERATURPREISES DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG E.V.
AN HERTA MÜLLER

Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar
16. Mai 2004, 11.00 Uhr

PROGRAMM

JOHANN BAPTIST KRUMPHOLTZ (1742-1790)

Sonate für Violine und Harfe
1. Satz: Allegro moderato | 2. Satz: Romanze

Teresa Krahnert, Violine
Susanne Vetter, Harfe
(Musikgymnasium Schloss Belvedere)

BEGRÜSSUNG

Prof. Dr. Bernhard Vogel
Ministerpräsident a.D.
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

ANSPRACHE

Dieter Althaus MdL
Ministerpräsident des Freistaates Thüringen

LAUDATIO AUF HERTA MÜLLER

Dr. Joachim Gauck
Vorsitzender des Vereins
„Gegen das Vergessen – Für Demokratie“

PREISVERLEIHUNG

Prof. Dr. Bernhard Vogel

DANKREDE

Herta Müller

JOHANN BAPTIST KRUMPHOLTZ (1742-1790):

Sonate für Violine und Harfe

3. Satz: Tempo die minuetto (en Rondo)

Teresa Krahnert, Violine

Susanne Vetter, Harfe

(Musikgymnasium Schloss Belvedere)

BILDICHE IMPRESSIONEN



Der Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung, Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Bernhard Vogel, überreicht der Preisträgerin Herta Müller die Urkunde.



Die Preisträgerin, Herta Müller (Mitte), mit der Jury-Vorsitzenden Prof. Dr. Birgit Lermen, Prof. Dr. Norbert Lammert, seinerzeit Vizepräsident, seit 2005 Präsident des Deutschen Bundestages und stellvertretender Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung (Mitte oben), den Juroren (2004) Dr. Volkmar Köhler (links), Jochen Hieber (rechts).



Dr. Joachim Gauck bei seiner Laudatio.



Der Ministerpräsident des Freistaates Thüringen (2003-2009), Dieter Althaus, bei seiner Ansprache am 16. Mai 2004.



Standing ovations für Herta Müller.



Herta Müller beim Signieren.

DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

verleiht

HERTA MÜLLERin Anerkennung
ihres literarischen WerkesDEN
LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
2004

Sankt Augustin, im Mai 2004

PROF. DR. PHIL. BERNHARD VOGEL, MDL
MINISTERPRÄSIDENT A.D.
VORSITZENDER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNGUNIV.-PROF. DR. PHIL. BIRGIT LERMEN
VORSITZENDE DER JURY

Herta Müller, 1953 in Nitzkydorf/ Rumänien geboren und 1987 aus der Ceaușescu-Diktatur nach Deutschland geflohen, hat sich in ihren Romanen und Essays mit der Diktatur und der Tätergeneration der Eltern sowie mit dem Aufbruch nationaler Minderheiten in Osteuropa intensiv auseinandergesetzt. Als Chronistin des Alltagslebens in der Diktatur hat sie protestiert gegen verordnetes Denken und entmündigtes Sprechen. Immer wieder hat sie sich für Freiheit und Menschenwürde engagiert.

Herta Müllers Essays (*Hunger und Seide*, 1995; *Der König verneigt sich und tötet*, 2003) dokumentieren die politischen und historischen Bedingungen ihres Schreibens. Sie sind kritische Reflexionen über das gesprochene Wort: „Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie läßt sich von dem, was Einer mit dem Anderen tut, nicht trennen.“

Ihre Romane (vor allem *Herztier*, 1994, und *Der Fuchs war damals schon der Jäger*, 1992) beschreiben in bildlich-konkretem Stil und in unnachsichtiger Sprache die Kindheit als Schule der Angst, in der die Schrecken der Diktatur ihre Urszene haben.

DIE ROTE BLUME UND DER STOCK

Herta Müller

Auf den Sitzungen, mit denen die Leute in der Diktatur einen großen Teil ihrer Zeit verbrachten, zeigte sich das klarste Bild des Sprechens in der überwachten Gesellschaft Rumäniens. Wahrscheinlich nicht nur dieser Diktatur. Alles Halb-authentische, jeder persönliche Hauch, jedes individuelle Fingerzucken waren bei den Rednern aus der Welt geschafft. Ich sah und hörte austauschbaren Figuren zu, die sich vom einzelnen Menschen weg, in die glatte Mechanik einer politischen Position begeben hatten, um der Karriere zu entsprechen. In Rumänien wurde alle Ideologie des Regimes durch den Personenkult Ceaușescus gebündelt. Mit der gleichen Methode, wie mir im Kindesalter der Dorfpfarrer die Angst vor Gott in den Kopf setzen wollte, verbreiten die Funktionäre ihre sozialistische Religion: Was du auch tust, Gott sieht dich, er ist endlos und überall. Das zigtausend Male ins Land gestellte Porträt des Diktators wurde unterstützt durch die Berieselung mit seiner Stimme. Durch stundenlange Übertragungen seiner Reden im Rundfunk und Fernsehen sollte diese Stimme als Kontrolle jeden Tag in der Luft liegen. Diese Stimme war jedem im Lande so bekannt wie das Rauschen von Wind oder fallendem Regen. Ihr Sprachduktus, ihre begleitende Gestik war so bekannt wie die Stirnlocke, die Augen, die Nase, der Mund des Diktators. Und das Wiederkäuen der immerselben, gestanzten Fertigteile war so bekannt wie die Geräusche alltäglicher Gegenstände.

Die Wiederholung der Fertigteile garantierte die Anerkennung beim Reden nicht mehr ganz. Daher gaben sich die Funktionäre bei ihren öffentlichen Auftritten Mühe, die Gestik Ceauşescus nachzuahmen. Der oberste Sprecher des Regimes hatte vier Schulklassen absolviert und nicht nur Probleme mit komplexeren Inhalten und der einfachsten Grammatik. Er hatte zusätzlich eine Sprachstörung. Beim Wechsel von Vokalen und schnellen Aufeinanderfolgen von Konsonanten blieb ihm die Zunge hängen, er nuschelte. Von dieser Sprachstörung versuchte er durch kleingehacktes, gebellartiges Silbensprechen und ständiges Hände-flattern abzulenken. Deshalb brachte die Nachahmung seiner Sprechweise eine besonders auffällige, tragisch-lächerliche Verzerrung der rumänischen Sprache mit sich.

Ich sagte damals oft, die jüngsten Funktionäre im Land seien die ältesten. Denn sie schafften die Imitation des Diktators ohne Anstrengung, wie es schien, und perfekter als die älteren. Natürlich hatten sie diese auch nötiger, ihre Karriere hatte erst angefangen. Aber nachdem ich mit Kindergartenkindern zu tun hatte, blieb mir die Meinung nicht erspart, daß die Jungfunktionäre gar nicht imitierten. Sie waren es selber, sie hatten gar keine andere, eigene Gestik.

Ich war zwei Wochen Kindergärtnerin und merkte, daß die Imitation Ceauşescus schon bei Fünfjährigen unübersehbar war. Die Kinder waren versessen auf Parteigedichte und patriotische Lieder und die Landeshymne. Ich kam an diesen Kindergarten nach längerer Arbeitslosigkeit infolge der Entlassungen aus der Fabrik und einigen Schulen, die mich alle nicht mehr nahmen wegen: „Individualismus, Nichtanpassung ans Kollektiv und Fehlen sozialistischen Bewusstseins.“ Das Unterrichtsjahr hatte längst angefangen, ich sollte eine an Gelbsucht erkrankte Kindergärtnerin, mit deren Genesung nicht so schnell zu rechnen war, vertreten. Ich dachte mir, als ich die Stelle annahm, so schlimm wie in den Schulen könne es nicht sein.

Ein bißchen Kindheit werde es in diesem Staat ja noch geben, die leere, gleichmäßige Zerstörung durch Ideologie könne man bei so Kleinen nicht anwenden, da gäbe es noch Bausteine, Puppen oder Tänze. Auch hatte ich überhaupt kein Geld, aber Schulden und Wohnungsraten, die jeden Monat bezahlt werden mußten. Ich wußte, in die Abhängigkeit einer Mieterin sollte man in meinem Fall nicht gelangen. Denn jeder Vermieter hätte mich bei der ersten Drohung durch den Geheimdienst

auf die Straße gesetzt. Ich hing am Tropf meiner Mutter, einer LPG-Bäuerin, die viel schufteten mußte, um mich über Wasser zu halten.

Die Kindergartendirektorin führte mich an meinem ersten Arbeitstag zu meiner Gruppe. Als wir die Klasse betraten, sagte sie fast kryptisch: „Die Hymne.“ Automatisch stellten sich die Kinder in einen Halbkreis, preßten die Hände kerzengerade an die Schenkel, streckten die Hälse lang, richteten die Augen nach oben. Es waren Kinder von ihren Tischen aufgesprungen, aber im Halbkreis standen und sangen Soldaten. Es wurde mehr geschrien und gebellt als gesungen. Auf die Lautstärke und Körperhaltung schien es anzukommen. Die Hymne war sehr lang, hatte in den letzten Jahren etliche Strophen hinzugewonnen. Ich glaube, sie hatte zu der Zeit ihre Sieben-Strophen-Länge erreicht. Ich war nach längerer Arbeitslosigkeit nicht auf dem Laufenden, den Text der neuen Strophen kannte ich gar nicht. Nach der letzten Strophe löste sich der Halbkreis auf, tobend, kreischend wurden aus den Strammstehern wieder Unbändige. Die Direktorin nahm einen Stock aus dem Regal: „Ohne geht es nicht“, sagte sie. Dann flüsterte sie mir ins Ohr und rief vier Kinder zu sich. Ich solle sie mir ansehen, sagte sie, und schickte die vier auf ihre Plätze zurück. Dann weihte sie mich in die Funktionen ihrer Eltern oder Großeltern ein. Ein Junge war sogar der Enkel des Parteisekretärs, da müsse man besonders aufpassen, meinte sie. Er dulde keine Widerrede, und man müsse ihn auch in Schutz nehmen vor den anderen, was immer er anstelle. Dann überließ sie mich der Gruppe. Im Regal lagen an die zehn Stöcke, bleistiftdicke, lineallange Baumzweige. Drei davon waren zerbrochen.

Draußen schneite es an diesem Tag die ersten großen, zerzausten Flocken, die liegen blieben in diesem Jahr. Ich fragte die Gruppe, welches Winterlied sie gerne singen möchten. Winterlied, sie kannten keines. Dann fragte ich nach einem Sommerlied. Sie schüttelten die Köpfe. Dann nach einem Frühlings- oder Herbstlied. Endlich schlug ein Junge ein Lied übers Blumenpflücken vor. Sie sangen von Gras und Wiese. Also doch ein Sommerlied, dachte ich, auch wenn es diese Einteilung hier nicht gibt. Kurz darauf war es soweit: Nach der ersten Sommerstrophe steuerte das Lied in der zweiten auf den Personenkult zu. Die schönste, rote Blume wurde dem geliebten Führer geschenkt. In der dritten Strophe freute der Führer sich und lächelte, weil er zu allen Kindern im Land der Beste war.

Die Einzelheiten der ersten Strophe, die Wiese, das Gras, das Blumenpflücken wurden in den Köpfen gar nicht nachvollzogen. Das ganze Singen, vom ersten Wort an, klang fiebrig, es trieb die Kinder in Eile. Sie sangen immer lauter, bellender, schneller, je näher das Schenken der Blume und das Lächeln des Führers im Text kamen. Dieses Lied, das dem Sommer eine Strophe gönnte, verbot das Nachvollziehen der Landschaft, in der es seinen Anlauf nahm. Aber genauso verbot es das Nachvollziehen des Schenkens. Ceaușescu hielt zwar oft Kinder auf dem Arm, doch wurden diese vorher tagelang in ärztlicher Quarantäne gehalten, um eine Krankheitsübertragung auszuschließen. Das Lied forderte geistige Abwesenheit beim Singen. Sie hatte alles, was im Kindergarten geschah, im Griff.

Ich kannte einige Winterlieder aus meiner eigenen Kinderzeit. Das einfachste war: „Schneeflöckchen, Weißröckchen“. Ich sang, erklärte die Wörter, und daß jeder mal zusehen solle, wie der Schnee aus dem Himmel auf die Stadt fällt. Die kleinen Gesichter sahen mich verschlossen an. Das Staunen, das behütet, auch wenn es verängstigt, das durch poetische Bilder zusammengefasste Hören und Sehen, das auch dort noch Halt gibt, wo es sentimental macht – es wurde mit Absicht von ihnen ferngehalten. Die Schönheit fallenden Schnees, die sich seit Menschengedenken individuell betrachten läßt, war kein Thema. Auch in diesem Bereich war das Land ausgestiegen aus der Geschichte der Gefühle. Es wurde verhindert, daß Sprachbilder wie „Weißröckchen“ oder „du wohnst in den Wolken“ die Kinderköpfe besetzten. Auch war das Schneelied diesen so früh Verführten zu still. Ihre Gefühlsregungen begannen erst beim Strammstehen und Bellen. Sich als Einzelner zu begreifen und von diesem Punkt aus die Details an sich und den Dingen auszuhalten, wie es zu einer zivilen Sozialisation gehört, das wurde nicht zugelassen. Diese Verhinderung an Persönlichem brachte es später in jedem einzelnen Leben soweit, daß man ihm in keiner Hinsicht gewachsen war. Und genau das wollte der Staat: Die Schwäche sollte an der Stelle beginnen, wo die eigene, zu dünne Haut sitzt. Die vom Regime angebotene Flucht aus der Schwäche war Anbiederung an die Stärke der Macht, Selbstverleugnung und Unterwürfigkeit als Chance zum Weiterkommen. Ein Sensorium, das sich selbst aufrichtet, das ohne diese Flucht zurechtkommt, sollte nicht entstehen können.

Ich sagte an diesem ersten Arbeitstag im Kindergarten, die Kinder sollen Mäntel, Mützen, Schuhe anziehen, wir gehen hinaus in den Hof, in den

Schnee. Die Direktorin hörte Lärm im Kleiderraum. Sie riß ihre Bürotür auf. Es gehe um ein Schneelied, sagte ich, und warum solle ich den Kindern drinnen erzählen, wie Flocken fallen. In einer halben Stunde seien wir wieder in der Klasse. „Was stellen Sie sich vor“, schrie sie, „dieses Lied steht in keinem Programm.“ Wir mußten zurück in die Klasse. Spiele und Pause und Essen, dann wieder das Lied. Am nächsten Morgen fragte ich als erstes, ob jemand den Flocken, die „in den Wolken wohnen“, zugesehen habe. Da war ich das Kind, ich hatte es getan. Um mir Mut zu machen für den Tag, hatte ich mir auf dem Weg zur Arbeit das Lied sogar stumm in den Kopf gesungen. Verlegen fragte ich, ob sie sich an das Lied von gestern noch erinnern. Da sagte ein Junge: „Genossin, wir müssen zuerst die Hymne singen.“ Ich fragte: „Wollt ihr oder müßt ihr.“ Die Kinder riefen im Chor: „Ja, wir wollen.“ Ich fügte mich und ließ die Kinder die Hymne singen. Und wie am Vortag standen sie im Nu in ihrem Halbkreis, preßten die Hände an die Schenkel, streckten die Hälse, hoben die Blicke und sangen. Bis ich sagte: „Gut, jetzt versuchen wir das Schneelied zu singen.“ Da sagte ein Mädchen: „Genossin, wir müssen die Hymne ganz singen.“ Es wäre zwecklos gewesen, wieder nach dem Wollen zu fragen, ich sagte nur: „Dann singt sie ganz.“ Sie sangen die restlichen Strophen. Der Halbkreis löste sich auf. Alle, außer einem Jungen setzten sich an die Tischchen zurück. Der Junge kam auf mich zu, sah mir ins Gesicht und fragte: „Genossin, warum haben Sie nicht mitgesungen. Unsere andere Genossin hat immer mitgesungen.“ Ich lächelte und sagte: „Wenn ich mitsinge, dann höre ich nicht, ob ihr richtig oder falsch singt.“ Ich hatte Glück, der kleine Wächter war auf meine Antwort nicht gefaßt. Ich auch nicht. Er lief zurück an sein Tischchen. Er gehörte nicht zu den vier höheren Wesen der Gruppe. Für den Moment war ich auf meine Lüge stolz. Aber die Umstände, wie es zu dieser Lüge kommen mußte und gekommen war, nahmen mir für den ganzen Tag die Ruhe.

Ich ging jeden Morgen mit größerem Widerwillen in den Kindergarten. Die pausenlose Bewachung durch Kinderaugen lähmte mich. Mir war schon klar, eine bewußte Entscheidung für das Schneelied gegen die Parteilieder war bei Fünfjährigen nicht zu erwarten. Aber sie hätte ja ohne Komplizenschaft, unbewußt, instinktiv an dem Schneelied mehr Gefallen finden können als am Bellen und Strammstehen ihrer Lieder. Objektiv war es verboten den Kleinsten, Dreijährigen etwas Persönliches mitzugeben, aber subjektiv wäre es bei ihnen noch möglich gewesen. Bei den Fünfjährigen war es auch subjektiv unmöglich, es war zu spät.

Das stand mir von Tag zu Tag kategorischer vor Augen. Der Mißbrauch menschlicher Substanz war verinnerlicht, er hatte süchtig auf seine Fortsetzung gemacht. Die Zerstörung war bei Fünfjährigen fertig geschehen.

Dies war die eine Hälfte der Tatsachen. Die andere Hälfte war der Stock. Alle Kinder, außer den höheren Wesen, in deren Herkunft ich zwecks Schonung eingeweiht worden war, zogen, egal wie und wann ich mich ihnen näherte, automatisch den Nacken ein. Ich hatte den Stock nicht in der Hand, aber sie waren so an Prügel gewöhnt, daß sie mit angst-verzerrten Gesichtern zu mir schielten und bettelten: „Nicht schlagen, bitte nicht schlagen.“ Und jene, die nicht in Reichweite waren, riefen: „Jetzt kriegst du, jetzt kriegst du.“

Ich benutzte den Stock kein einziges Mal. Die Folge davon: Ich konnte mir um Aufmerksamkeit bittend, erklärend, auch schreiend keine fünf Minuten am Stück Gehör verschaffen. Auch dafür war es zu spät. Der gewöhnlich gesprochene Wortlaut, egal in welcher Tonlage, war kein Verständigungsmittel. Der Trance des Phrasendreschens entsprach nur der Stock.

Diese Kinder versuchten, mich zu zwingen, ihr Bedürfnis nach Prügel zu stillen. Sie fühlten sich im Stich gelassen, hingen in hysterischer Leere, weil die Prügel nicht kamen. Das Weinen unterm Stock war für sie das einzige, wodurch sie sich als Person spürten. Es hob sie heraus aus dem Kollektiv.

Im Vorbeigehen an halboffenen Türen der anderen Klassen hörte ich die Stöcke schlagen und krachen und die Kinder weinen. Für Direktorin und Kolleginnen, die prügelten, und vielleicht noch mehr bei den Kindern, die weinen wollten, war ich aus demselben Grund unfähig: Für die einen nicht gewillt, für die anderen nicht imstande, den Stock zu benutzen.

Aber auch mir selber war ich immer weniger gewachsen. Nicht so werden wie die anderen, und nicht so bleiben können, wie ich war – dieser Zwiespalt war nicht zu lösen. Ich kündigte nach zwei Wochen.

Der gesprochene Wortlaut, der intuitiv im Kopf entsteht, durch den wir uns wie selbstverständlich aufeinander beziehen, ist nicht angeboren. Er kann gelernt oder verhindert werden. In der Diktatur wurde er bei Kin-

dern durch Erziehung verhindert. Und bei Erwachsenen, wo er in Reminiszenzen vorhanden war, getilgt.

Aus: Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus. Hrsg. von Günther Rüther. Paderborn: Schöningh, 1997.

© Herta Müller. Mit freundlicher Genehmigung des Carl Hanser Verlags, München.

„ICH ESSE EINEN KURZEN SCHLAF“

Herta Müller im Gespräch mit Wolf Scheller (2009)

Wolf Scheller: *Frau Müller, der berüchtigte Geheimdienst Ceaușescu, also die Securitate, hat sich nicht aufgelöst, sondern nur umbenannt. Wie begründen Sie diese These?*

Herta Müller: Das ist nicht meine These, sondern das kommt aus eigener Auskunft. Der neue Geheimdienst, der rumänische Informationsdienst SRI, sagt von sich selber, dass er vierzig Prozent der alten Securitateleute übernommen hat. Das ist ja wohl ziemlich viel, und ich vermute, dass es noch mehr als vierzig Prozent sind. Das ist also keine These, sondern das ist eine Realität.

Wolf Scheller: *Wie ist es möglich, dass die Securitate zwanzig Jahre nach dem Sturz Ceaușescus praktisch weitermacht als sei nichts geschehen?*

Herta Müller: Sie macht nicht so weiter wie früher, es gibt keine Todesdrohungen mehr gegen mich, nur: sie macht weiter, und ich verstehe nicht, was das für einen Zweck haben soll. Sie ist offenbar nach wie vor daran interessiert, dass man, wenn ich in Rumänien bin, merkt, dass es sie gibt, dass man noch immer beobachtet, was ich tue. Wieso und warum, verstehe ich nicht. Das liegt wahrscheinlich an der Verlängerung der Gewohnheit.

Wolf Scheller: *Das heißt: Der neue rumänische Geheimdienst stützt sich nicht auf neue Kräfte, sondern auf die alten Kader?*

Herta Müller: Das kann ich so nicht sagen. Das Problem ist aber, dass die alten Kader die neuen Kräfte vermutlich ausbilden. Es ist also nicht eine Frage der Mentalität, sondern es geht darum, dass die neuen Leute mit den alten Methoden geschult werden.

Wolf Scheller: *Frau Müller, was bedeutet das für die demokratische Entwicklung Rumäniens? Immerhin gehört das Land seit 2004 zur Europäischen Union?*

Herta Müller: Es bedeutet, dass die Demokratie in Rumänien eine sehr fragwürdige Sache ist. Zum Teil gibt es winzige Ansätze, aber die werden von diesem alten Apparat natürlich boykottiert, unterwandert und zunichte gemacht. Und die Korruption in Rumänien, all das, was von der Europäischen Union ständig an Vorwürfen geäußert wird, das hat alles miteinander zu tun, weil die alten Seilschaften sich bedienen, sich kennen, einander helfen. Die haben sich so installiert, die sitzen wieder so fest im Sattel, dass sich das nicht mehr ändern wird.

Wolf Scheller: *Stehen Sie da mit Ihrer Kritik alleine, oder wird diese Kritik auch von anderen in Rumänien unterstützt?*

Herta Müller: Ich stehe damit nicht ganz alleine, aber ich bin ja nicht in Rumänien, ich lebe in Deutschland. Die meisten Leute in Rumänien sagen dasselbe, aber das äußert sich meistens nur im privaten Milieu. Dass man offiziell etwas dagegen unternimmt, ist unwahrscheinlich. Das können einzelne vermutlich auch gar nicht. Das müsste die Justiz machen. Das müsste die rumänische Birthler-Behörde machen, die Akten öffnen und so weiter. Und aus all diesen Aktivitäten müssten auch Folgen entstehen. Aber das passiert eben nicht.

Wolf Scheller: *Was macht denn die rumänische Presse in dieser Situation, wie verhalten sich die Intellektuellen?*

Herta Müller: Eine Gesamtübersicht habe ich natürlich nicht, weil ich die rumänischen Zeitungen nicht ständig lese. Die rumänische Presse deckt schon zum Teil Skandale auf, und es werden über Korruption und Spitzel auch Artikel geschrieben. Aber das hat alles keine Folgen, das führt zu

nichts. Es ist kein Hebel da, der aus diesen Recherchen Konsequenzen zieht. Und die Intellektuellen sagen am wenigsten. Die rumänische Intelligenzija ist uninteressiert an der Aufarbeitung der Diktatur und an einer Beobachtung des reinstallierten alten Apparats. Das ist leider nicht das Thema der rumänischen Intellektuellen.

Wolf Scheller: *Frau Müller, Sie sind mit ihrem damaligen Lebensgefährten Richard Wagner 1987 in den Westen gegangen. Haben Sie sich später, vielleicht auch noch heute von der Securitate verfolgt gefühlt, monströs umzingelt, wie Sie einmal geschrieben haben?*

Herta Müller: Ich habe mich nicht verfolgt gefühlt. In den ersten Jahren, als ich hier ankam, da war Ceauşescu noch drei Jahre im Amt, da habe ich Todesdrohungen und anonyme Anrufe bekommen. Ich wurde auch vom Verfassungsschutz gewarnt, dass ich gefährdet sei, mit verschiedenen Ratschlägen, was ich damals nicht tun sollte, zum Beispiel nachts nicht durch Parks gehen oder nie in eine Wohnung gehen, wenn ich die Leute nicht kenne, keine Zigaretten auf dem Tisch liegen lassen, nie in einer Parterre wohnen... Also das war kein Gefühl, keine Einbildung, das waren Tatsachen. Das ging auch noch Jahre nach dem Sturz von Ceauşescu so weiter. Ich war zum Beispiel in der Villa Massimo in Rom, und ich habe dort auch noch die anonymen Anrufe bekommen. Heute in Berlin bemerke ich nichts davon, dass ich noch beschattet werde. Gott sei Dank. Ich sage nicht etwas, was nicht ist. Und ich leide auch nicht an Verfolgungswahn. Das hat einem der Geheimdienst immer unterstellt. Aber leider hat der Geheimdienst selber an Verfolgungswahn gelitten.

Erstabdruck in: Die Politische Meinung. Hrsg. von Bernhard Vogel für die Konrad-Adenauer-Stiftung, 54 (2009) H. 11.

PRESSESTIMMEN

ZUR LITERATURNOBELPREISVERLEIHUNG 2009

Volker Weidermann, Literaturredakteur

„Wer Herta Müller einmal erlebt hat, als sie gerade mal keinen Nobelpreis bekam, der kennt eine blitzschnelle, blitzschlaue, streitfreudige kleine Dame mit ungeheurer Lachbereitschaft und Pointenfreude. Und auch ihr Werk ist vor allem und zuallererst ein Werk der Schönheit, der schönen Sprache, schönen Worte, der schönen Melodie; eine alte Welt aus Wörtern, in die Luft geworfen, klingt plötzlich neu und sonderbar.“

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11.10.2009

Andrei Pleșu, Philosoph

„Für Herta Müller hätte auch ein Nobelpreis der Menschlichkeit erfunden werden müssen. Eine düstere Epoche der rumänischen Geschichte wird durch ihr schriftstellerisches Werk in die größere europäische Geschichte einbezogen.“

zitiert nach Frieder Schuller, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10.10.2009

„Was ich bei Herta Müller bewundere, ist die perfekte Mischung von Talent, menschlicher und politischer Verantwortung sowie ethischem Gedächtnis. Die Rumänen sind seit Jahren traurig, dass es keinen rumänischen Nobelpreisträger gibt. Jetzt können sie sich beruhigen. Herta Müller ist zwar eine deutsche Schriftstellerin, aber sie stammt aus Rumänien und ihre Werke enthalten ein Stück rumänische und osteuropäische Geschichte.“

Tagesspiegel vom 09.10.2009

Caius Dobrescu, Autor

„Auch heute noch sollten sich die rumänischen Autoren ein Beispiel an Herta Müller nehmen, die es versteht, die poetische Komplexität ihrer Literatur mit einem glasklaren Engagement für menschliche Würde zu verbinden.“ [...] ein „Nobelpreis gegen die Securitate“, heißt es in der Würdigung der ältesten und konsequent antikommunistischen Zeitung „România libera“.

zitiert nach Hans Herbert Gruenwald, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10.10.2009

Dr. Ina Hartwig, Literaturredakteurin

„Es ist eine kluge, geschmackssichere, kühne, politisch sensible und also äußerst erfreuliche Wahl. Das Jahr 2009 und die Wahl Herta Müllers wird als Glücksgriff in die Geschichte des Literaturnobelpreises eingehen. Die Sprachkunst der erst 56 Jahre alten Autorin ist über jeden Zweifel erhaben.“

Frankfurter Rundschau vom 09.10.2009

Marie Louise Samuelsson, Stockholmer Kulturjournalistin

„Hohe literarische Qualität, politisch unangreifbar, engagiert und nicht zuletzt europäisch.“

zitiert nach Hannes Gamillscheg, Frankfurter Rundschau vom 09.10.2009

Michael Krüger, Verleger, Carl Hanser Verlag

„Mit Herta Müller, [...] , wird eine Autorin ausgezeichnet, die auch zwanzig Jahre nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes darauf beharrt, die unmenschlichen Seiten des Staatskommunismus in Erinnerung zu behalten. Ihre hochliterarische Trauerarbeit ist ein eindruckliches Beispiel einer engagierten europäischen Literatur.“

zitiert nach Regina Krieger, Handelsblatt vom 09.10.2009

Gregor Dotzauer, Literaturredakteur

„Herta Müllers atemlose lyrische Prosa transportiert universale Erfahrungen, wie sie auf andere Weise auch Jorge Semprún, Imre Kertész oder Georges-Arthur Goldschmidt mitteilen. Der Literaturnobelpreis verschafft dabei vielleicht auch einer Perspektive Beachtung, die gegenüber den Holocaust-Erfahrungen bisher zurücktreten musste.“

Tagesspiegel vom 09.10.2009

Dr. Tilman Krause, Literaturredakteur

„Aus der Tiefe des Raumes, von den Rändern her, und nicht nur von den östlichen, kamen so viele unserer Großen, doch sie blieben nicht dort. Sie waren gezwungen – als Juden, Verfolgte, Angehörige von Minderheiten –, auf Wanderschaft zu gehen, sich über die Völker hin zu verteilen, selten mit bleibender Statt. [...] Diese lange Reihe inzwischen meist seliger Geister ist nun um eine lebende, in voller Schaffenskraft stehende, fleißige und fruchtbare Autorin reicher.“

Die Welt vom 09.10.2009

Eckhard Fuhr, Ressortleiter Feuilleton, *Die Welt*

„Die Erinnerung an die Ceaușescu-Diktatur und die Schwierigkeit, im Westen heimisch zu werden, bilden den biographischen Rohstoff ihrer Literatur. Ihr Werk verarbeitet historische Erfahrungen einer deutschen Minderheit; doch sein Anspruch ist universell. Genau das ist durch den Nobelpreis jetzt gewürdigt worden.“

Die Welt vom 09.10.2009

Andreas Breitenstein, Literaturredakteur

„Es ist das Besondere an Herta Müller, dass sie [...] die Aufarbeitung des Kommunismus nicht nur als moralische, sondern als eine ästhetische Herausforderung begreift. Um die Bodenlosigkeit des Systems zu fassen, sucht Herta Müller mittels präziser Erinnerung, poetischer Verfremdung und permanenter Selbstbefragung die Sprache der Unterdrückung in eine Sprache des Widerstands und der Selbstbefreiung zu verwandeln. Es ist eine herkulische Trauerarbeit der surrealen Art, aus deren Subjektivität Wahrheit für uns alle gedeiht.“

Neue Zürcher Zeitung vom 09.10.2009

Prof. Dr. Michael Naumann, Staatsminister a.D.

„Große Dichter (und das sind nicht nur Nobelpreisträger) sind eigentümliche Menschen: Scheinbar weltabgewandt leben sie mit ihrer Arbeit, mit der Sprache, deren Geheimnisse und deren Zauber sie lösen – oder neu erfinden. Herta Müller zählt zu ihnen. Wer mit ihr spricht, trifft auf einen Menschen, der keine Zeit für Small Talk hat. In ihr wohnt ein stiller Zorn auf die dumpfen Verlockungen politischer und historischer Vergesslichkeit.“

Die Zeit vom 15.10.2009

Dr. Mircea Cărtărescu, Schriftsteller

„Ich bin begeistert darüber, dass Herta Müller dieses Jahr den Literatur-nobelpreis bekommt. [...] Sie erschien mir immer als eine ganz außergewöhnliche Person, und ich war stets erstaunt darüber, wie viel Stärke und Noblesse in einer so kleinen, zerbrechlichen Frau Platz finden. Sie hat mich eingeschüchtert mit dieser Kraft und ihrer tragischen und doch ganz klaren Maske. [...] Es [Rumänien] gehört zu ihr mindestens so sehr, wie Deutschland zu ihr gehört. Die so barocke wie kriminelle Diktatur Rumäniens machte aus ihr, was sie heute ist. Sie steckte ihr mitten ins Gehirn das Sandkorn, das die Perle produzierte. [...] Der Nobelpreis ehrt Herta Müller ganz und gar verdient, aber er ehrt auch Deutschland. Weil der deutsche Staat und die deutsche Kultur weise genug waren, sie zu entdecken, als sie nichts als eine einfache Immigrantin war, weil sie Großzügigkeit besaßen, sie zu bewundern, als sie ihre Bücher veröffentlichte und den Glauben, der sie dorthin trieb, wo sie nun ist. Das heißt: Wo sie immer schon war.“

Frankfurter Rundschau vom 12.10.2009

Prof. Dr. Bernhard Vogel, Ministerpräsident a.D. und Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

„Eine größere und bedeutendere Ehrung als den Nobelpreis hat die literarische Welt nicht zu vergeben. Sie, Herta Müller, haben den Mut zur Freiheit des Wortes bewiesen und eine exzeptionelle Kunst, den Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit nicht aus dem Wege zu gehen. Mögen Ihre Werke, wie es in den Annalen der Schwedischen Akademie heißt, ‚bestimmt für die Dichtung der ganzen Welt‘ sein!“

Gratulation an Herta Müller vom 09.10.2009

Prof. Dr. Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

„Sie ist eine der größten Stimmen, die wir haben. Kräftig und fein.“

Dr. Angela Merkel, Bundeskanzlerin der Bundesrepublik Deutschland

„Gerade jetzt, 20 Jahre nach dem Mauerfall, ist es ein wunderbares Signal, dass so hochwertige Literatur und diese Lebenserfahrung mit dem Literaturnobelpreis gewürdigt werden. Wir freuen uns, dass Herta Müller in Deutschland eine Heimat gefunden hat.“

Prof. Dr. Horst Köhler, Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland

„Immer wieder haben Sie gegen das Vergessen angeschrieben und so an den hohen Wert der Freiheit erinnert, die niemals selbstverständlich ist. Deswegen ist es für mich eine besonders glückliche Fügung, dass Sie die höchste Auszeichnung, die ein Schriftsteller bekommen kann, gerade in diesem Jahr erhalten, in dem wir an das Ende der Diktaturen in Osteuropa vor zwanzig Jahren erinnern.“

Alle drei Zitate in: Frankfurter Rundschau vom 09.10.2009, Stimmen zur Entscheidung

Prof. Dr. Norbert Lammert, Präsident des Deutschen Bundestages und stellv. Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

„Für mich ist ihre Wahl die überraschendste und zugleich überzeugendste Entscheidung eines Literatur-Nobelpreis-Komitees in den letzten 20 Jahren. Herta Müller ist eine hochpolitische Schriftstellerin, die in ihrem ebenso unbeugsamen wie einfühlsamen Umgang mit den Verwundungen der deutschen und europäischen Geschichte höchsten literarischen Ansprüchen genügt.“

Rheinischer Merkur vom 15.10.2009

ZEITTADEL

Herta Müller

- 1953 Am 17. August in Nitzkydorf (Banat/Rumänien) geboren.
- 1973-76 Studium der Germanistik und Rumänistik in Temeswar.
- 1977-79 Übersetzerin in einer Maschinenfabrik. Entlassung wegen der Weigerung, mit der Securitate zu kooperieren. Danach nur noch gelegentlich als Lehrerin beschäftigt.
- 1982 *Niederungen* (Erzählungen) erscheint nach starken Eingriffen der Zensur im Kriterion-Verlag in Bukarest. Debütpreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes.
- 1984 *Niederungen* (Rotbuch) erscheint als deutsche Lizenzausgabe in der Originalfassung. Die Erzählungen *Drückender Tango* erscheinen im Kriterion-Verlag. aspekte-Literaturpreis.
- 1985 Publikationsverbot in Rumänien. Förderpreis des Bremer Literaturpreises. Rauriser Literaturpreis.
- 1986 *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt. Eine Erzählung* (Rotbuch).
- 1987 Im März Übersiedlung in die Bundesrepublik. *Barfüßiger Februar*. Prosa (Rotbuch). Ricarda-Huch-Preis.
- 1989 *Reisende auf einem Bein* (Rotbuch). Henning-Kaufmann-Preis. Marie-Luise-Fleißer-Preis. Poetik-Dozentur an der GH Universität Paderborn.
- 1990 Roswitha-Gedenkmedaille der Stadt Bad Gandersheim.
- 1991 *Wie Wahrnehmung sich erfindet*. Paderborner Universitätsrede (Universität-Gesamthochschule). *Der Teufel sitzt im Spiegel. Wie Wahrnehmung sich erfindet* (Rotbuch). Literaturpreis Kranich mit dem Stein. Stipendium der Villa Massimo in Rom.
- 1992 *Der Fuchs war damals schon der Jäger*. Roman (Rowohlt). *Eine warme Kartoffel ist ein warmes Bett* (Europäische Verlagsanstalt). Kritikerpreis Sparte Literatur. Writer in residence an der University of Warwick.
- 1993 *Der Wächter nimmt seinen Kamm. Vom Weggehen und Ausscheren* (Rowohlt).
- 1994 *Herztier*. Roman (Rowohlt, 2. Aufl. 2007; als Fischer-Taschenbuch, 2007). Kleist-Preis.

- 1995 *Hunger und Seide*. Essays (Rowohlt). Europäischer Literaturpreis „Aristeion“ der Europäischen Union. Stadtschreiberpreis von Bergen-Enkheim. Aufnahme in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt). Gastprofessuren an den Universitäten Hamburg und Bochum.
- 1996 *In der Falle*. Bonner Poetik-Vorlesungen (Wallstein). *Drückender Tango*. Erzählungen (Rowohlt). Writer in residence am Dickinson College, Carlisle.
- 1997 *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet*. Roman (Rowohlt). Literaturpreis der Stadt Graz. Franz-Nabl-Preis.
- 1998 Ida-Dehmel-Literaturpreis. IMPAC Dublin Literary Award. Bundesverdienstkreuz. Gebrüder-Grimm-Professur an der GH Universität Kassel. Writer in residence an der University of Florida in Gainesville.
- 1999 *Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne* (Wallstein). *Theodor Kramer: Die Wahrheit ist, man hat mir nichts getan*. Gedichte (Hrsg., Zsolnay). Franz-Kafka-Preis.
- 2000 *Im Haarknoten wohnt eine Dame* (Rowohlt). Writer in residence im Literaturhaus Basel.
- 2001 *Heimat ist das was gesprochen wird. Rede an die Abiturienten des Jahrgangs 2001* (Gollenstein). *Wenn die Katze ein Pferd wäre, könnte man durch die Bäume reiten*. Prosa. *Texte zum 10. Würth Literaturpreis* (Mithrsg., Swiridoff Verlag). *Die Handtasche. Prosa, Lyrik, Szenen und Essays. Texte zum 11. Würth Literaturpreis* (Hrsg., Swiridoff Verlag). Cicero-Redner-Preis. Gastprofessur an der Technischen Universität Zürich. Poetik-Dozentur an der Universität Tübingen.
- 2002 Carl-Zuckmayer-Medaille. Gastprofessur am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.
- 2003 *Der König verneigt sich und tötet*. Essays und Vorträge (Hanser; als Fischer-Taschenbuch, 2008). Joseph-Breitbach-Preis.
- 2004 Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.
- 2005 *Die blassen Herren mit den Mokkatassen*. Gedichtcollagen (Hanser). *Este sau nu este Ion* (rumänisch). Berliner Literaturpreis. Heiner-Müller-Professur an der Freien Universität Berlin.
- 2006 Würth-Preis für Europäische Literatur.
- 2006 Walter-Hasenclever-Literaturpreis.

- 2007 Im Verlag M. Sachsinger erscheinen (bis 2009) neun Literatur-Collagen von Herta Müller als Wandtapete. Zürcher Poetikvorlesung.
- 2007/08 Stipendium Internationales Künstlerhaus Villa Concordia.
- 2009 *Atemschaukel*. Roman (Hanser). *Die Nacht ist aus Tinte gemacht*. Herta Müller erzählt ihre Kindheit im Banat. Hörbuch, 2 CDs (supposé). *Tübinger Poetik Vorlesungen*. Hörbuch mit 3 Audio-CDs (konkursbuch). *Cristina und ihre Attrappe oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht* (Wallstein Verlag). Heine-Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft Düsseldorf, Franz-Werfel-Menschenrechtspreis. Leipziger Poetikvorlesung. Am 8. Oktober wird verkündet, dass Herta Müller den Nobelpreis für Literatur 2009 erhält. Verleihung des Nobelpreises für Literatur 2009 am 10. Dezember 2009 in Stockholm.
- 2010 Hoffmann-von-Fallersleben-Preis für zeitkritische Literatur.

SEKUNDÄRLITERATUR

- Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Herta Müller*. München 2002. (Text+Kritik Bd. 155).
- Beck, Kurt (Hrsg.): *Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz 2002*. Herta Müller. Eine Würdigung. Frankfurt a.M. 2003.
- Bozzi, Paola: *Der fremde Blick*. Zum Werk Herta Müllers. Würzburg 2005.
- Brodbeck, Nina: *Schreckensbilder*. Zum Angstbegriff im Werk Herta Müllers. Marburg 2000.
- Eke, Norbert Otto (Hrsg.): *Die erfundene Wahrnehmung*. Annäherung an Herta Müller. Paderborn 1991. (Literatur- und Medienwissenschaft Bd. 7).
- Grewe, Maria S.: *Estranging Poetic: On the Poetic of the Foreign in Selected Works by Herta Müller and Yoko Tawada*. Columbia University, New York 2009.
- Haines, Birgit (Hrsg.): *Herta Müller*. Cardiff 1998.
- Haupt-Cuciu, Herta: *Eine Poesie der Sinne*. Herta Müllers „Diskurs des Alleinseins“ und seine Wurzeln. Paderborn 1996.
- Köhnen, Ralph (Hrsg.): *Der Druck der Erfahrung treibt die Sprache in die Dichtung*. Bildlichkeit in Texten Herta Müllers. Frankfurt a.M./Berlin u.a. 1997.
- Patrut, Iulia K. : *Schwarze Schwester – Teufelsjunge*. Ethnizität und Geschlecht bei Paul Celan und Herta Müller. Köln 2006.

AUTOREN

Dieter Althaus MdL

Geboren 1958 in Heiligenstadt. Lehrer an der Polytechnischen Oberschule Geismar, seit 1987 stellvertretender Direktor. Jan.-Okt. 1990 Kreisschulrat, Mai-Okt. 1990 Dezernent für Schule, Jugend, Kultur und Sport im Landkreis Heiligenstadt. Seit 1990 Mitglied des Thüringer Landtages. 1992-1999 Thüringer Kultusminister. 1993-2000 Stellvertretender Landesvorsitzender der CDU Thüringen. 1999-2003 Vorsitzender der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Seit 2000 Mitglied im CDU-Bundesvorstand, seit Nov. 2000 Landesvorsitzender der CDU Thüringen. Von Juni 2003 bis 2009 Ministerpräsident des Freistaates Thüringen.

Prof. Dr. Bernhard Vogel

Geboren 1932 in Göttingen. Promotion 1960. Prof. e.h. Dr. h.c. der Catholic University of America, Washington D.C., Dr. h.c. der Katholischen Universität Lublin, Dr. h.c. der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften, Speyer, Dr. h. c. der Ben-Gurion-Universität des Negev, Israel. 1997 Medaille der Jagiellonen-Universität Krakau zum 600. Jahrestag der Erneuerung der Krakauer Akademie – für besondere Verdienste um die deutsch-polnischen Beziehungen, 2005 Peter-Wust Preis und Thüringer Verdienstorden, 2007 Leibniz-Ring Hannover und 2009 Oswald von Nell-Breuning-Preis (beide mit Hans-Jochen Vogel).

1965-1967 Mitglied des Deutschen Bundestages. 1967-1976 Kultusminister und 1976-1988 Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz. 1972-1976 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Seit 1975 Mitglied des Bundesvorstandes der CDU. 1976/77 und 1987/88 Präsident des Bundesrates, 1979-1992 Vorsitzender, seit 1992 stv. Vorsitzender des Verwaltungsrates des Zweiten Deutschen Fernsehens. 1979-1982 Bevollmächtigter der Bundesrepublik Deutschland für kulturelle Angelegenheiten im Rahmen des Vertrags über die deutsch-französische Zusammenarbeit. 1989-1995 und seit 2001 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung. 1992-2003 Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, 1994-2004 Mitglied des Thüringer Landtags.

Publikationen u.a.: *Die Unabhängigen in den Kommunalwahlen westdeutscher Länder* (Diss., 1960), *Wahlen und Wahlsysteme* (1961), *Die Wahl der Parlamente und anderer Staatsorgane – ein Handbuch* (Hrsg. mit D. Sternberger, 1969-1978), *Neue Bildungspolitik. Plädoyer für ein realistisches Konzept* (Hrsg. 1975), *Wie wir leben wollen – Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (Mithrsg. 1990), *Zwischen Aussaat und Ernte. Reden im wiedervereinigten Deutschland* (1998), *Sorge tragen für die Zukunft. Reden 1998-2002* (2002), *Religion und Politik* (Hrsg. 2003), *Die Zukunft der UNO und des Völkerrechts* (Mithrsg. 2004), *Heutige Prioritäten einer Politik aus christlicher Verantwortung* (2004), *Europa – vereint oder entzweit? Die Rolle der katholischen Kirche im Prozeß der europäischen Integration* (Mithrsg. 2004), *Grenzen der Gesundheit* (Mithrsg. 2004), *Globalisierung. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität* (2005, in engl. Übersetzung 2005), *Alter als Last und Chance* (Mithrsg. 2005), *Arzt und Patient. Eine Beziehung im Wandel* (Mithrsg. 2006), *Cadenabbia als literarischer Ort. Schriftsteller am Comer See* (Hrsg. 2006), *Im Zentrum: Menschenwürde. Politisches Handeln aus christlicher Verantwortung. Christliche Ethik als Orientierungshilfe* (Hrsg. 2006, Übersetzung ins Ungarische und in die baltischen Sprachen 2007, ins Spanische 2006, ins Englische 2007), *Solidarische Leistungsgesellschaft. Eine Alternative zu Wohlfahrtsstaat und Ellbogengesellschaft* (Mithrsg. 2006), *Was ist uns die Gesundheit wert?* (Mithrsg. 2007), *Deutschland aus der VogelPerspektive. Eine kleine Geschichte der Bundesrepublik* (mit Hans-Jochen Vogel, 2007), *Medizin zwischen Humanität und Wettbewerb. Probleme, Trends und Perspektiven* (Mithrsg. 2008), *40 Jahre 1968. Alte und neue Mythen – eine Streitschrift* (Mithrsg. 2008), *Was eint uns? Verständigung der Gesellschaft über gemeinsame Grundlagen* (Hrsg. 2008), *Begründung von Menschenwürde und Menschenrechten* (Mithrsg. 2008), *Bürokratiekostenabbau in Deutschland. Entstehung, Praxis und Perspektiven* (Mithrsg. 2009), *Volkskrankheiten. Gesundheitliche Herausforderungen in der Wohlstandsgesellschaft* (Mithrsg. 2009), *Dreißig Thesen zur deutschen Einheit* (Mithrsg. 2009). Herausgeber der Zeitschrift *Civitas. Jahrbuch für Sozialwissenschaften* (1962-1979) und der Zeitschrift *Die Politische Meinung*. Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

Dr. h.c. Joachim Gauck

Geboren 1940 in Rostock. Nach der Ordination (1967) Pfarrer in Lüssow (Kreis Güstrow). 1970 Gründung einer Gemeinde in Rostock-Evershagen. Seit 1982 Leitung der Kirchentagsarbeit in Mecklenburg. Mitbegründer des Rostocker Neuen Forums. Am 18. März 1990 kam er bei der ersten freien Volkskammerwahl der DDR als einziger Abgeordneter des Bündnis 90 in Mecklenburg-Vorpommern in die Volkskammer und wurde zum Vorsitzenden des Parlamentarischen Sonderausschusses zur Überprüfung der Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit gewählt. Am 2. Oktober 1990 wurde er von der Volkskammer zum Sonderbeauftragten für die personenbezogenen Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der DDR gewählt und am 3. Oktober berufen (seit 1991: Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR). Leitung der „Gauck-Behörde“ bis Oktober 2000. Stiftungsbotschafter für die Stiftung Evangelische Akademie Thüringen. Seit November 2003 Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“.

Theodor-Heuss-Medaille (1991), Bundesverdienstkreuz I. Klasse (1995), Hannah-Arendt-Preis (1997), Ehrendoktor der Universität Rostock (1999), Dolf-Sternberger-Preis, Cicero-Rednerpreis und Wartburgpreis (alle 2000), Kasseler Bürgerpreis „Das Glas der Vernunft“ (2009).

Publikationen u.a.: *Die Stasi-Akten. Das unheimliche Erbe der DDR* (1991), *Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bilanz* (Mitautor, 2000), *Wahrheitspolitik in Deutschland und Südafrika. Drei Pfade zur Aufarbeitung der Vergangenheit* (Mitautor, 2001), *Welche Erinnerungen braucht Europa?* (2006), *Zwei Mentalitäten? Zur inneren deutschen Einheit* (2006), *Diktaturerfahrungen der Deutschen im 20. Jahrhundert und was wir daraus lernen können* (2007), *Winter im Sommer – Frühling im Herbst* (2009), *Versöhnung, Strafe und Gerechtigkeit. Das schwere Erbe von Unrechts-Staaten* (erscheint 2010), Norbert Robers: *Joachim Gauck. Die Biographie einer Institution* (2000).

Wolf Scheller

Geboren 1944 in Neudek/Tschechien. Zeitungsvolontariat in Köln, Studium in Köln und Bonn, freie Mitarbeit bei verschiedenen Zeitungen, Schwerpunkt Literaturkritik und Politik, schließlich zum WDR, Hörfunk, über die Nachrichtenredaktion, „Thema heute“ zu Kommentare und Feature, heute Information und Meinung, zuständig für die Zeitfunksendungen im 3. Bei WDR5 moderiert er die Sendung „Alte und Neue Heimat“.

JUROREN 2004

Jochen Hieber

Geboren 1951 in Aalen. Seit 1983 Feuilletonredakteur und Literaturkritiker der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Lehraufträge für Literaturkritik an den Universitäten Heidelberg, Frankfurt am Main und Gießen. Vorsitzender der Hölderlin-Jury der Stadt Bad Homburg, Mitglied der SWR Bestenlisten-Jury, der Hörbuch-Jury des Hessischen Rundfunks und des Börsenblatts (bis 2007). Jurymitglied des Deutschen Hörspielpreises der ARD. Von 1992 bis 2009 alleinverantwortlicher Programmgestalter der Reihe „Nidda literarisch“. 2001 bis 2005 Moderator des „Weimarer Salons“ (MDR-Fernsehen). September 2003 bis September 2006 Kulturbeauftragter für die Fußballweltmeisterschaft 2006.

Publikationen u.a.: *Wörterhelden, Landvermesser. Aufsätze und Kritiken* (1994), *Lieber Marcel. Briefe an Reich-Ranicki* (Hrsg., 1995, 2., erw. Aufl. 2000), *Thomas Mann: Buddenbrooks* (Hrsg., 1996). Zahlreiche Aufsätze, Essays und Rezensionen zur Gegenwartsliteratur.

Prof. Dr. Helmuth Kiesel

Geboren 1947 in Bühlerzell (Schwäbisch Hall). Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Heidelberg.

Publikationen u.a.: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert* (Mitautor, 1977), *Lessing: Epoche, Werk, Wirkung* (Mitautor, 1978), „Bei Hof, bei Höll“: *Literarische Hofkritik von Sebastian Brant bis zu Friedrich Schiller* (1979), *Erich Kästner* (1981), *Literarische Trauerarbeit. Alfred Döblins Exil- und Spätwerk* (1986), *Briefe von und an Lessing* (3 Bde., Hrsg., 1988-94), *Alfred Döblin: „Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf“* (Hrsg. und Nachwort, 1993), *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger* (1995), *Martin Walser. Gesammelte Werke in 12 Bänden* (Hrsg., 1997), *Erich Kästner: Werke. Bd. 4* (Hrsg., 1998), *Ernst Jünger, Carl Schmitt: Briefe 1930-1984* (Hrsg., 1999), *Martin Walser: „Ein fliehendes Pferd“* (Suhrkamp Basis-Bibliothek, Hrsg., 2002), *Kafka's „The Metamorphosis“ and other writings* (Hrsg., 2002), *Der Ernstfall. Martin Walsers „Tod eines*

Kritikers“ (Hrsg., mit D. Borchmeyer, 2003), *Geschichte der literarischen Moderne* (2004), *Ernst Jünger: Die Biographie* (2007), *Figurationen der literarischen Moderne* (Festschrift zum 60. Geburtstag, hrsg. von C. Dutt und R. Luckscheiter, 2007). Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts.

Dr. Sebastian Kleinschmidt

Geboren 1948 in Schwerin. Herausgeber und Essayist. Seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* (Berlin).

Publikationen u.a.: *Walter Benjamin. Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920-1940* (Hrsg., 1984), *Georg Lukács. Über die Vernunft in der Kultur. Ausgewählte Schriften 1909-1969* (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland ... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993), *Stimme und Spiegel. Fünf Jahrzehnte „Sinn und Form“* (Hrsg., 1998), *Gerhard Nebel: Schmerz des Vermissens* (Nachwort, 2000), *Pathosallergie und Ironiekonjunktur* (2001), *Gegenüberglück* (Essays, 2008), *Requiem für einen Hund* (mit Daniel Kehlmann, 2008).

Dr. Volkmar Köhler

Geboren 1930 in Hannover. 1972-1994 Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1989 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und Vorsitzender des Unterausschusses Auswärtige Kulturpolitik. Parlamentarischer Staatssekretär a.D. Ehrendoktorwürde der Ruhr-Universität Bochum (2008).

Publikationen u.a.: *Die Soziale Marktwirtschaft im Aufwind* (1989), *Die Dritte Welt und wir* (1990), *Konsequenzen des Maastricht-Vertrages für die europäische Entwicklungspolitik* (1996). Zahlreiche Aufsätze zur Kunst- und Kulturgeschichte sowie zur Außen- und Entwicklungspolitik.

Prof. Dr. Birgit Lermen

Geboren 1935 in St. Wendel. Professor em. für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Vorsitzende der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (seit 1993). Mitglied der Heinrich-Heine-Preis-Jury. Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnung mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse.

Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987); *Lebensspuren* Bd. 1: Hilde Domin - „Hand in Hand mit der Sprache“ und Bd. 2: Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens“ (beide mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg. 1999), *„Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft“*. *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (Hrsg. von Michael Braun u.a., 2000), *Thomas Mann: Deutscher, Europäer, Weltbürger* (Mithrsg. 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (I.): Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg. 2003), *Brücke zu einem vereinten Europa: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (II.): Niederländische Gegenwartsliteratur* (Mithrsg. 2003), *In Gottes Namen? Zur kulturellen und politischen Debatte um Religion und Gewalt* (Mithrsg. 2004), *Begegnung mit dem Nachbarn (III. und IV.): Französische Gegenwartsliteratur und Schweizer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg. 2004 und 2006), *Europa im Wandel: Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg. 2004, 2005 und 2008), *Interpretationen. Gedichte von Else Lasker-Schüler* (Mithrsg., erscheint 2010). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19., 20. und 21. Jahrhunderts.

DOKUMENTATIONEN DER LITERATURPREISE 1993-2009

- Literaturpreis 1993: Sarah Kirsch (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1994: Walter Kempowski († 2007) (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1995: Hilde Domin († 2006) (*vergriffen*)
- Literaturpreis 1996: Günter de Bruyn
- Literaturpreis 1997: Thomas Hürlimann
- Literaturpreis 1998: Hartmut Lange
- Literaturpreis 1999: Burkhard Spinnen
- Literaturpreis 2000: Louis Begley
- Literaturpreis 2001: Norbert Gstrein
- Literaturpreis 2002: Adam Zagajewski (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2003: Patrick Roth (*vergriffen*)
- Literaturpreis 2004: Herta Müller (*1. Auflage vergriffen*)
- Literaturpreis 2005: Wulf Kirsten
- Literaturpreis 2006: Daniel Kehlmann
- Literaturpreis 2007: Petra Morsbach
- Literaturpreis 2008: Ralf Rothmann
- Literaturpreis 2009: Uwe Tellkamp (*im Erscheinen*)